

Die Welt dreht durch, wir lesen weiter



Kleine Atempause, Geschichte wird genug gemacht: Bücher zum Nachdenken in der literataz

Gerade in krisenhaften Zeiten gilt es, die Literatur hochzuhalten! Foto: Martin Parr/Magnum Photos/Agentur Focus

Kommentar von Dirk Knippals zum Beginn der Leipziger Buchmesse

Kritische Kultur quicklebendig

Der Buchmarkt mag wirtschaftlich vor Herausforderungen stehen, inhaltlich ist er erstaunlich stabil. Bei den Wahlerfolgen der AfD hätte man jetzt überall Aufrufe zu einer neuen geistig-moralischen Wende in den Buchhandlungen erwarten können. So ist es zum Glück nicht. Der Zuwachs der AfD-Wählerschaft hat keineswegs zu einer Welle von „Deutschland schafft sich ab“-Pamphleten à la Thilo Sarrazin geführt.

Selbstverständlich gibt es auch neue und anders reaktionäre Bücher – im November sollen sie in Halle ihre

eigene Buchmesse bekommen. Zu vermuten ist allerdings, dass es eine Nischenveranstaltung bleiben wird. Und im Großen und Ganzen: kein Einknicken auch nur eines kulturell relevanten Verlages gegen rechts. Es boomen auch weder einfühlsame Psychogramme von Musk, Trump oder Vance noch affirmative Darstellungen der Disruption. (Das im Selbstverlag herausgekommene Büchlein des Welt-Herausgebers Ulf Poschardt bleibt die Ausnahme von dieser Regel.)

Zum Krieg in der Ukraine positioniert sich die Leipziger Buchmesse

wie schon in den vergangenen Jahren eindeutig aufseiten der Ukraine. Insgesamt bleibt die Kultur im Kern machtkritisch und selbstreflexiv, irgendwo struppig und antiautoritär. Was sich auch in den Diversitätssignalen bei den Kandidat*innen für den Leipziger Buchpreis widerspiegelt.

Wird es so bleiben? Von selbst versteht sich das nicht. Deutschlands vermutlicher Kanzler in spe liebäugelt immer mal wieder mit Leitkulturgedanken. Die Kultur als Teil eines Heimatministeriums unter CSU-Führung? Hoffentlich nicht. Der Kulturausschuss

des Bundestags unter dem Vorsitz einer AfD, die alles daransetzt, den kulturellen Sektor ins Völkische zu verschieben? Auch das wollen wir nicht hoffen. Doch wenn die intelligenten Kulturpolitiker nicht aufpassen, kann die Kultur schnell zur Verschiebemasse im Politbetrieb werden. Und wie man derzeit in den USA sehen muss, kann der Staat, wenn er autoritär auftritt und die Kultur an die Kandare nimmt, vieles kaputt machen.

Die Leipziger Buchmesse zeigt, was auf dem Spiel steht: die emanzipativen Gehalte und schlicht auch der Spaß an

einer lebendigen Debattenkultur. Die Verheißung ist, sich gar nicht erst in die Defensive bringen zu lassen, in der man eine kritische Kultur verteidigen muss. Man muss sie leben und tut das in Leipzig auch.

Zu selbstsicher sollte man dabei aber auch nicht sein. Bei aller Freude darüber, dass der Literaturbetrieb jetzt nicht nach rechts kippt, muss man leider auch feststellen, dass er offensichtlich keine rechten Wahlerfolge verhindern kann, und zwar nicht nur in Ostdeutschland. Das bleibt eine politische Aufgabe.

Ausgabe Berlin
Nr. 13593
€ 3,60 Ausland
€ 3,00 Deutschland



4 0613

Die taz wird ermöglicht durch
24.230

GenossInnen, die in die Pressevielfalt investieren. Infos unter geno@taz.de oder 030 | 25 90 22 13
Aboservice: 030 | 25 90 25 90 fax 030 | 25 90 26 80 abomail@taz.de
Anzeigen: 030 | 25 90 2-130 / -325 anzeigen@taz.de
taz Shop: 030 | 25 90 21 38
Redaktion: 030 | 259 02-0 briefe@taz.de
taz
Postfach 610229, 10923 Berlin
taz in sozialen Netzwerken: taz.de/social
taz.de

VERBOTEN

Guten Tag, meine Damen und Herren!

Union und SPD haben es leider nicht rechtzeitig zur Leipziger Buchmesse geschafft, ihr mit Spannung erwartetes Meisterwerk „Der Koalitionsvertrag“ fertigzustellen. Dafür produzieren die *verboten*-Leser*innen umso fleißiger Ideen wie am Fließband für einen griffigen Koalitionsnamen. Neuer Favorit: „Vulkankoalition“ – ein Vorschlag von Michael Rolf mit triftiger Begründung:

Außen schwarz, innen rot und insgesamt prähistorisch.

Rückschritte in Sicht

Was sich bei den Koalitionsverhandlungen zusammenbraut
2-3, 10

Bauernchef als Opfer: Rückzug nach Bayern

CSU-Mann Felßner wird nach Protest doch nicht Landwirtschaftsminister
6, 11

steile these

„Die Opposition in der Türkei hat in den letzten Tagen ein Licht am Ende des Tunnels erblickt“
Nedim Türfent, kurdischer Journalist und taz-Autor
10

taz  **talk**

27.–30. März 25



Weitere Infos hier

auf der **Buchmesse** **Leipzig**

Literarische Frühjahrsinspiration im taz Studio auf der Leipziger Buchmesse, **Halle 5 | G 500** und online im Stream.

Mit dabei sind:

Donnerstag, 27.03.

Arno Frank, Carolin Würfel, Dieter Thomä, Herfried Münkler, Katja Petrowskaja, Kurt Prödel, Luisa Neubauer*, Mareike Barmeyer, Volker Weiß

Freitag, 28.03.

Annett Gröschner, Asal Dardan, Charlotte Brandi, Dmitrij Kapitelman, Doris Akrap, Gemma Terés Arilla, Jan Feddersen, Julia Belzig, Laura Wiesböck, Rattelschneck, Robert Seethaler

Samstag, 29.03.

Andreas Rüttenauer, Andreas Speit, Bernhard Pörksen, Christian Nitz, Friederike Gräff, Georg Diez, Harriet Wolff, Jakob Farah, Marcus Weimer, Muriel Asseburg, Nikola Kompa, Pascal Beucker, Sven Hansen, Tim Henning, Uwe Rada

Sonntag, 30.03. (nur am Stand)

taz Seitenwende – Hilfe in Sachen ePaper und Abo
taz-Comicworkshop für Kids

Detaillierte Informationen finden Sie unter:
www.taz.de/buchmesse

*Veranstaltung findet in der *galerie KUB* in der Südvorstadt statt



Neue Umlaufbahnen

Wenn die Welt untergeht, fliehen die Superreichen zum Mars.
Wir bleiben hier und lesen



Foto: Cavan Images/Imago

Neue Bücher von

Chimamanda Ngozi Adichie, Julia Borggräfe, Dahlia de la Cerda, Julia Friese, Michael Haas, Helene Hegemann, Jakob Hein, Tim Henning, Urszula Honek, Christian Nimtz, Oren Kessler, Nikola Kompa, Silke Maier-Witt, Katja Petrowskaja, Sarah Pohl, Douglas Rushkoff, Janosch Schobin, Petra Thorbrietz, Mirijam Wiedemann, Serhij Zhadan



Anzeige



© Manny Jefferson

»Träumst du nie
von einem ganz
anderen Leben?«

»Eine große Geschichte der
Solidarität unter Frauen.«

Tobias Rüther, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung



S. FISCHER





editorial

In dieser literataz

Große Namen, neue Perspektiven und der kritische Blick zurück: die besten Bücher aus dem Frühjahr

Douglas Rushkoff, einst Teil der Cyberpunk-Bewegung, beschreibt in seinem Buch „Survival of the Richest“ die Hybris derer, die mit ihren Tech-Visionen ursächlich an der Zerstörung der Erde beteiligt sind und sich nun aus dem Staub machen wollen.

Wer sich nicht zu anderen Sphären aufschwingen kann, bleibt. Doch am Boden bleiben hat auch etwas Gutes. Man muss nur dafür sorgen, die eigenen Umlaufbahnen stabil zu halten. Dabei können eine starke Familie helfen, und Solidarität unter Frauen, wie die US-Autorin Chimamanda Ngozi Adichie mit ihrem Roman „Dream Count“ zeigt. Was passiert, wenn jegliche Bodenhaftung verloren geht, davon erzählt Helene Hegemann in „Striker“ über eine junge Frau mit Großstadtneurose. Serhij Zhadan kreist schreibend den Ukrainekrieg ein. In „Keiner wird um etwas bitten“ dringt der Krieg in alle Bereiche des Lebens vor.

Nicht alles sieht düster aus – in dieser literataz und überhaupt. Wir stellen Kinder- und Jugendbücher vor, die Mut machen, und nehmen Literatur im Kleinformat in den Blick: Wie steht es eigentlich um die Kurzgeschichte in Deutschland?

Wenn wir auf dieser besten aller uns bekannten Welten eine Zukunft gestalten wollen, kann ein ums Verstehen bemühter Blick in die Vergangenheit helfen. Der Historiker Oren Kessler geht in „Palästina“ zurück ins Jahr 1936 und entdeckt im arabischen Aufstand in Palästina eine übersehene Wurzel des Nahostkonflikts.

Stabile Bahnen lassen sich manchmal erst durch das Korrigieren von Umwegen erreichen: Silke Maier-Witt war Mitglied der RAF. In ihrer Autobiografie „Ich dachte, bis dahin bin ich tot“ blickt sie (selbst)kritisch zurück auf ihre Zeit in einer Bewegung, die bald nur noch um sich selbst kreiste und dabei den moralischen Kompass verlor.

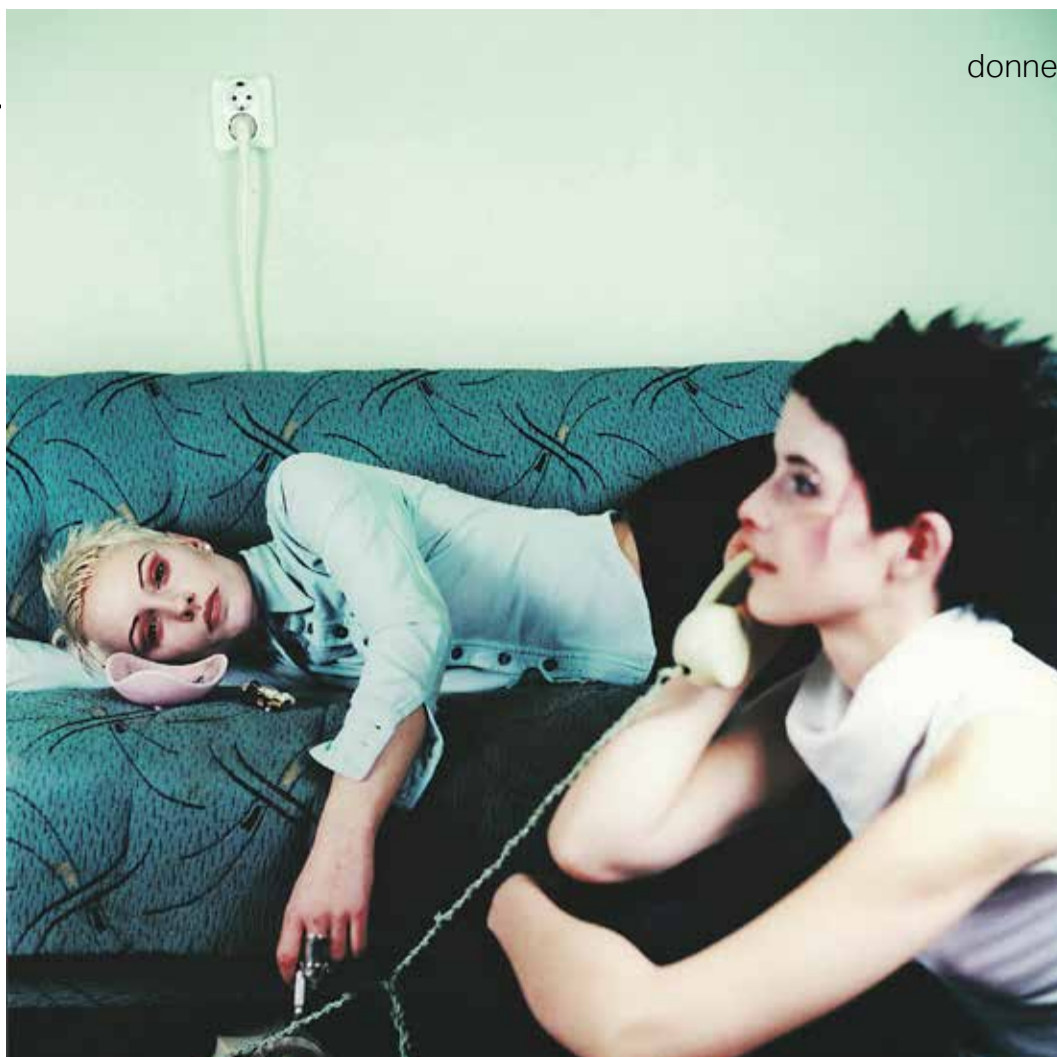
Um Klarheit zu bekommen, lohnt es sich, die „Dunkle Seite der Sprache“ zu untersuchen, die wir täglich verwenden: Die Philosoph:innen Tim Henning, Nikola Kompa und Christian Nimtz verhelfen im gleichnamigen Buch zu lichten Momenten. Die kann auch erleben, wer sich vom Datenstrom abklemmt: Sarah Pohl und Mirjam Wiedemann beschreiben, wie gefährdet besonders Menschen über 50 sind, sich in Onlinewelten zu verlieren, und wie man sie da raus holt. Doch auch für Jüngere ist die Flucht in die Welt der Zeichen und Onlinevideos verführerisch: Julia Friese erzählt in ihrem Roman „delulu“, wie ein Millennial auch nach dem Tod nicht den Glauben an die Glitzerwelt von MTV verliert, in der noch alles gut werden wird.

In diesem Sinne: Bleiben Sie stabil!

Impressum

Redaktion: Julia Hubernagel, Nina Apin
Fotoredaktion: Miriam Klingl
Layout: Christiane Voß
Anzeigen: Tina Neuenhofen und Maria Bernal
taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
V. i. S. d. P.: Ulrike Winkelmann

Was bleibt von den nuller Jahren? Die zehn besten TV-Momente?
 Foto: Daniel Krölls/imago



Das bin doch alles ich

In den Ruinen des Kapitalismus: Julia Friese webt in „delulu“ ein Netz aus popkulturellen Verweisen und Glamourversprechen

Von Julia Hubernagel

Es ist nicht lange her, da nannte man unsere Zeit noch *postpolitisch*. Der Kalte Krieg war mit dem Zusammenbruch der

Sowjetunion vorbei, der Westen und sein Werte- wie Wirtschaftssystem verließen den Platz als Sieger. Die 1990er und die frühen 2000er Jahre standen im Zeichen des Massenkonsums, die eigenen Bedürfnisse und Wünsche im Mittelpunkt, Politik war für viele Menschen eher nebensächlich. Dabei handelt es sich beim Neoliberalismus natürlich um ein hochpolitisches Projekt, das Menschen zum Zweck der Kapitalakkumulation in den Dienst stellt. Welche Blüten diese Form der Marktwirtschaft auch in der Exekutive treiben kann, lässt sich gerade besonders deutlich in den USA erleben, wo eine beachtliche Zahl an Menschen nichts dabei findet, von einem millionenschweren Straftäter regiert zu werden, dem wiederum ein weiterer Milliardär einflüstert.

Die nuller Jahre sind noch nicht so lange her, meint man, doch zwischen 2004 und heute liegt mehr Zeit, als die Beatles von ihrem ersten Konzert bis

zur Ermordung John Lennons hatten. Was bleibt von diesen 20 Jahren? Die zehn nervigsten Werbespots aller Zeiten? Die 13 peinlichsten Trash-TV-Momente?

Die Welt, die Julia Friese in ihrem neuen Roman „delulu“ entwirft, ist eindeutig dieser 2000er-Fernseh- und Medienblase entsprungen, die uns früh darauf vorbereitete, irgendwann auch hoch anstrengenden *short form content*, wie er heute auf Tiktok trendet, mental zu verarbeiten: Inhalt suggerierend, während die atemlose Aneinanderreihung von Cliffhängern und künstlichen Höhepunkten den Dopaminspiegel in die Höhe treibt. Frieses Hauptfigur Res macht ihrem Namen alle Ehre, wenn sie bekennt, dass sie die „Warenwelt“ jederzeit der „wahren Welt“ vorzieht. Diese Res stirbt mit 36 Jahren plötzlich, zu jung natürlich, aber eigentlich zu alt, um noch an die Versprechungen zu glauben, die uns die moderne Welt gemacht hat; dass auch du es schaffen kannst. Irgendwo zwischen Leben und Tod läuft Res jedenfalls dem Popstar Frances Scott hinterher. Frances springt routiniert von Werbedeals zu Megatour und Talkshow, immer im richtigen Maß nahbar wie glamourös, selbst ihre Mutter, mit der Res sich unterhält, scheint nach dem Handbuch des *liberal dream* geschaffen.

Für Frances sind alle Träume wahr geworden, Träume, die bei Licht besehen von Alpträumen natürlich kaum zu unterscheiden sind. Das ständige Performen, die Überwachung und die konservativen Imagekampagnen, die aufgefahren werden müssen, wenn der Star betrunken auf einem Parkplatz mit einer Frau herumknutscht, all das reflektiert Frances sehr wohl. „delulu“ braucht bis Seite 86, bis der Name Britney fällt. Doch sind Geschichten rund um tragische Megastars aus dem Mickey Mouse Club nicht merkwürdig aus der Zeit gefallen? Wie die ganze Welt aus Cornflakes-Reklame und MTV, die Julia Friese in ihrem Roman entblättert?

Vielleicht steht Britney Spears für dieses ganze Projekt symptomatischer als eigentlich anzunehmen, als eine Art Meta-Starschnitt. „delulu“, dieser sehr zeitgeistige Romantitel, ist kein Begriff aus der Generation Millennial, der zwischen 1980 und Mitte der 1990er Geborenen, der auch Friese und ihre Heldin angehören, sondern entstammt dem Sprachgebrauch der Gen Z. Als „delusional“ bezeichnet die jene, die sich unrealistische Vorstellungen von sich und der Welt machen. Britney Spears, groß und berühmt geworden im Prä-Internet-Zeitalter, feiert das Ende ihrer gerichtlich verordneten Fremdbestimmung durch ihren Vormund und Vater Ende 2021 seitdem *wild and free* auf Instagram. Was der Popstar dort postet, gehört in sei-

„Wie anders soll man schon sein, wenn man mit der ganzen Welt ins Netz gegangen ist?“

Julia Friese

ner Mischung zum Verrücktesten, was das Internet zu bieten hat, weil es so ziemlich jedem Skript von Social-Media-Strategien berühmter Personen entgegenläuft. Sehr freizügige Tanzvideos von Spears stehen dort neben KI-generierten Bildern von Tieren, motivierenden Kalender- und Bibelsprüchen. Sieht so der Siegeszug von Social Media über Yellow Press und Privatfernsehen aus?

Auch Res ist „delulu“. Doch aus der Schablone, die ihr den Weg zum Ruhm freigestanzt hätte, fällt sie immer wieder heraus. Sie passt ihr nicht, weil sie doch eigentlich allen passen sollte. Wem das amerikanische Modell von Glück und Erfolg ganz realistisch offensteht, ist dabei ohnehin unklar. Zwar gleichen wir uns der amerikanischen Popkultur seit Jahrzehnten immer weiter an, doch wer in Mittelhessen sozialisiert

wurde, reagiert automatisch auf andere Signale als jemand aus Midwest. „Immer bleibt ihr Körper Europäerin, nie wird er Amerikanerin“, heißt es im Roman. Was das heißt, weiß, wer einmal nachts mit einer Gruppe Amerikaner:innen in einem 24-Stunden-Diner gegessen und den nur nachlässig weggeblinzelten Ausdruck von Heimweh in ihren Augen angesichts eines großen Tellers von *Fried Eggs on Waffles* gesehen hat. Ja, es ist ein Klischee, genau wie die adipöse Frau im Fast-Food-Restaurant, der Res begegnet, aber was ist Pop anderes als das mehr oder minder eindeutige Spiel mit dem Kitsch?

Die Referenzen und Rückblicke, die Erinnerungen an Kindheit und Jugend in „delulu“ sind für Millennials im hohen Grade *relatable*; das reicht von Werbeslogans über das „S“ aus sechs Strichen, das man auf Löschpapier im Schulheft zeichnete, bis zu Cheatcodes im Simulationsspiel *The Sims*. „Wie anders soll man schon sein, wenn man mit der ganzen Welt ins Netz gegangen ist?“, fragt Friese. Alles ist Oberfläche, so ähnlich sagte das auch schon der marxistische Theoretiker Frederic Jameson. Was sich hinter Bild und Spektakel befindet, in welche sozioökonomischen, welche historischen Strukturen diese eingebettet sind, das gerät vollkommen aus dem Blick.

Ganz neu ist das alles nicht. In „delulu“ hallt die meiste Zeit noch die alte Hymne von „Video killed the radio star“ nach. Dabei ist der Star als Star längst nicht mehr so wichtig, sind Paparazzi überflüssig geworden, wo durch Instagram und Co der Zugang direkt ins Wohnzimmer der erfolgreichen Film- und Musikunternehmer:innen gelegt ist. Schauspieler:innen müssen nicht mehr zur Prime Time Produktwerbung machen, sind die Ads doch mittlerweile perfekter auf mich zugeschnitten als es eine schlecht synchronisierte Eva Longoria mit ihren Glanz-Haarpflegemitteln je sein könnte. Der Star in der Werbung, die Werbung selbst, das bin doch längst alles ich. Ich, wie ich sein könnte. Und bald sicher bin.

Der sprachgewaltige Ritt durch die Popkultur der 2000er, den Julia Friese in „delulu“ unternimmt und der trotz seiner Schaurigkeit immer wieder großen Spaß macht, er fällt so fast eher geschichtswissenschaftlich denn zeitanalytisch aus. Nur selten blinkt die moderne Welt mithilfe von Apple Pay und Klimawandel in den Limbus hinein, den Res nach ihrem Tod durchkurvt. Doch womöglich ist das nur folgerichtig: Angesichts des Todes denkt so mancher zurück an seine Kindheit, Res eben an die Hochphase glitzernder Musikvideos.

Vielleicht sind sich die 2000er und die 2020er auch näher als auf den ersten Blick angenommen. Immerhin gilt heute wie 2009, was der Kulturwissenschaftler Mark Fisher über den Kapitalismus schrieb; dass dieser übrig bleibe, wenn „die Rituale oder elaborierten Symbolwelten aller anderen Glaubenswelten kollabiert sind und nur noch der Zuschauer-Konsument durch die Ruinen und Relikte wandelt“. Nichts funktioniert besser auf MTV als ein Protest gegen MTV.



Julia Friese:
 „delulu“.
 Wallstein
 Verlag,
 Göttingen
 2025,
 247 Seiten,
 22 Euro

Anzeige

Besuchen Sie uns auf der Frankfurter Buchmesse! Halle 2 Stand B403

Böll.Thema 25 – 1
 Das Magazin der Heinrich-Böll-Stiftung

Menschen, Ideen, Tatkraft

Die Welt erlebt eine technologische und geoökonomische Zeitenwende. In dieser Ausgabe des Magazins Böll.Thema stellen wir deshalb Menschen vor, die zeigen, wie nachhaltige Produktion und Wertschöpfung gelingen können. Sie beweisen: Wirtschaftlicher Erfolg und Umweltschutz sind kein Widerspruch.

Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung
 Berlin, März 2025, 40 Seiten

boell.de/thema

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
 Die grüne politische Stiftung

Schumannstraße 8, 10117 Berlin www.boell.de
 @boellstiftung Heinrich-Böll-Stiftung

Splitter im Erzählen

Die gut gemachte Kurzgeschichte kann in sich die Gesamtheit der Literatur an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit abbilden. Warum nur tritt sie hierzulande außerhalb von Wettbewerben so selten ins Rampenlicht?

Von Yannic Walter

Leider liebt man in Deutschland die Kurzgeschichte nicht. In der Gunst der Leser*innen rangiert sie noch hinter der Novelle und dem Gedicht. Sie taugt nicht als eskapistische Strandlektüre (zu kurz!), aber auch nicht als ernsthafte, den Weltgeist beschwörende Literatur (zu belanglos!) und schon gar nicht als die Wirklichkeit transzendierendes Kunstwerk (zu einfach!). Man hält sich an Cormac McCarthy, der behauptete, es lohne nicht, etwas zu schreiben, das einen nicht mindestens zwei Jahre Lebenszeit koste und in den Selbstmord treibe.

Es sind allerdings nicht nur die Leser*innen (und Verlage), die sich vor der kurzen Form zieren. Auch die Autor*innen müssen sich dem Markt fügen und verwehren sich der kurzen Form, so scheint es, vor allem wenn sie am Beginn ihrer literarischen Karriere stehen. Wer im Literaturbetrieb Fuß fassen will, tut gut daran, zumindest eine Romanidee in der Schublade zu haben. Dabei verlangen die meisten deutschen Literaturwettbewerbe und Magazine schon aus praktischen Gründen in ihren Ausschreibungen nach kurzen Texten. Wer aber Open Mike und Co gewinnt, der verschwindet nicht selten für ein, zwei Jahre von der literarischen Bildfläche, um, mit einem Buchvertrag ausgestattet, seine literarischen Meriten schließlich doch mit einem Debütroman unter Beweis zu stellen. Der prämierte Wettbewerbstext taucht dann höchstens noch als Kapitel auf oder verschwindet gleich ganz in der Preisanthologie.

Anders ist es traditionell in den USA, wo die „American Short Story“ mit ihrer erzählerischen Zugänglichkeit einen ungleich höheren Stellenwert genießt. In dieser Tradition, begründet von den Autoren der Lost Generation um Ernest Hemingway und F. Scott Fitzgerald und später von Donald Barthelme, Alice Munro und zuletzt George Saunders weitergeführt, ist die Kurzgeschichte eine splitterhafte Abbildung der Realität – eine Suche nach dem Universellen in der radikalen Subjektivität der amerikanischen Erfahrung.

Sie schöpft ihre Kraft aus den unzähligen sich überlagernden Erzählsträngen des amerikanischen Alltags, bietet das radikal Subjektive ohne hermetisch zu sein – denn die Verständlichkeit und das Identifikationspotenzial ist über den literarischen Realismus immer gegeben. Vor allem in Saunders' Geschichten, zuletzt auf Deutsch erschienen bei Luchterhand unter dem Titel „Tag der Befreiung“, spiegelt sich eine außergewöhnliche Polyphonie. Sie beinhalten Walt Whitmans Multitudes genauso



In der absoluten Verkürzung liegt eher eine schriftstellerische Herausforderung statt Trivialität Foto: Reilika Landen/plainpicture

wie die Auswüchse moderner Chat-Sprache. Diese Geschichten beweisen auch, dass McCarthy mit seiner Gering-schätzung falsch lag, denn klar ist: Hier wurde ebenso hart und akribisch gearbeitet wie an einem Roman. In Wirklichkeit liegt in der absoluten Verkürzung eben eher eine schriftstellerische Herausforderung statt Trivialität.

Und auch der amerikanische Literaturbetrieb mit Institutionen wie dem Iowas Writers' Workshop (der das Handwerkliche, Geniefreie des Schreibens schon im Namen trägt) und Magazinen wie *Granta*, dem *New Yorker* oder dem *One-Story-Magazin* bildet diese Offenheit für längere, narrative Kurzgeschichten ab. Eine Veröffentlichung im *New Yorker* heißt nicht: Nun bist du bereit für den nächsten „Great American Novel“, sondern: Diese Kurzgeschichte ist gut genug, um für sich zu stehen, dieser Splitter ist die Gesamtheit der Literatur an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit und jagt in aller Subjektivität doch einem universellen Verständnis nach, wie es sich anfühlt, genau jetzt Amerikaner*in zu sein.

Dabei demonstrieren vor allem Kurzgeschichten immer wieder, dass sie auch in der Gegenwart das Zeug haben, außerhalb des Literaturbetriebs diskursbildend zu wirken. Als Kristen Roupenians Story „Cat Person“ 2017 im

New Yorker erschien und über Nacht weltweit viral ging, war es Literatur, die plötzlich einen Spaltkeil in patriarchale Strukturen der misogynen Mehrheitsgesellschaft trieb, und es war eine klassisch erzählte Kurzgeschichte, die zu einem zentralen Text der MeToo-Bewegung wurde, deren kanonische Schlüsseltexte ansonsten vor allem in nonfiktionalen oder zumindest hybriden Textgattungen zu finden sind.

Als George Saunders 2013 seinen Erzählband „Tenth of December“ veröffentlichte, hatte das einen Hype zur Folge, der im Post-Corona Zeitalter vielleicht nur mit der Veröffentlichung einer neuen TV-Serie zu vergleichen ist. Zuletzt konnte man im Ansatz Vergleichbares bei Zach Williams erleben, der mit seinem von Kritikerinnen, Lesern und Barack Obama gefeierten Erzählband „Es werden schöne Tage kommen“ gezeigt hat, welche Wirkung auf den Zeitgeist Literatur haben kann, wenn sich Verlage trauen, auch unbekannte Autoren mit gut gemachten Kurzgeschichten debütieren zu lassen. Diese teils sehr kurzen Geschichten fügen sich in ihrer Splitterhaftigkeit doch zu einem vollständigen wie erschütternden Bild Amerikas zusammen.

Erinnert man sich zurück, welche Literaturen hierzulande eine ähnliche Wirkmacht aus sich selbst heraus ent-

fallen konnten, einen bereits bestehenden Diskurs nicht nur befeuert, sondern begründet haben, ist man zwangsläufig wieder bei der Kurzgeschichte. Man muss wohl 20 Jahre zurückreisen zur Literatur Judith Hermanns und des „Fräuleinwunders“ Hermanns Sprache und das Raymond-Carver-artige „in

In den USA genießt die „American Short Story“ einen ungleich höheren Stellenwert

medias res“ aus „Sommerhaus, später“ stellte tradierte Formen von weiblicher Autorinnenschaft in Frage, beeinflusste eine ganze Generation in Form und Sprache und schlug auch Wellen außerhalb des Literaturbetriebs.

Blickt man heute auf die Kurzgeschichte im deutschsprachigen Raum, haben sich vielleicht zwei Formen entwickelt: Die eine, eher kurz und sprachlich experimentell, versucht sich der Wirklichkeit über ihre äußere Form zu nähern, bedient sich kaum tradierter Erzähl-dramaturgien, sondern setzt voll

auf stilistische Idiosynkrasien und Hermetik. Diese Geschichten kapitulieren zwar nicht vor der Zunahme der Zeichen, versuchen dem Chaos der Postmoderne aber nicht durch Ordnen-des, Klärendes beizukommen, sondern funktionieren als ein Gesang auf die Unbegreiflichkeit des Jetzt. Vor allem der Open Mike, aber auch Literaturmagazine wie *Edit* und *Bella triste* bilden diese Sprachexperimente ab. Viele junge Autor*innen finden hier zu ihrer Stimme und in den Literaturbetrieb.

Doch die eher längere und zugänglichere Kurzgeschichte erlebt zuletzt neue Aufmerksamkeit. Neben dem renommierten Walter-Serner-Preis, der vom RBB veranstaltet wird, gibt es seit Kurzem auch den sogar noch besser dotierten Boccaccio.cc-Preis, der unter anderem vom *Volltext*-Magazin ausgeschrieben wird. Und auch beim Open Mike gewann im letzten Jahr mit Eser Aktays „Segensmahl“ der praktisch einzige Text, der einer konventionellen Dramaturgie folgte und der sich in seiner Mehrsprachigkeit auf beinahe Saunders'sche Weise einer Polyphonie annäherte – ohne aus den Augen zu verlieren, eine mit dem Jetzt in Beziehung stehende Geschichte zu erzählen.

Seit 2021 erscheint zudem mit *Das Gramm* ein Literaturmagazin, das sich ganz dezidiert dieser stiefmütterlich behandelten Form widmet. Nach Vorbild des *One-Story*-Magazins erscheint alle zwei Monate genau eine Kurzgeschichte als eigenständiges Werk. Diese Wertschätzung der kurzen Form ist Herausgeber Patrick Sielemann wichtig, der zugleich auch Lektor im Verlag Kein & Aber ist und beide Seiten des Betriebs kennt. Denn obwohl *Das Gramm* beweist, dass Kurzgeschichten entgegen ihrem zweifelhaften Ruf auch im deutschsprachigen Raum eine Leserschaft finden können, haben sie es in Buchform oft schwerer, so Sielemann.

Doch in einer Welt, in der die großen Erzählstränge der politischen Zeitgemäßheit sich schon anfühlen wie Fiktion und immer neue, bedrohliche Wendungen nehmen, erscheint das realistische, splitterhafte Erzählen so zeitgemäß wie selten zuvor. Denn wenn Kurzgeschichten gut geschrieben sind, dann bedienen sie genau die von Susan Sontag geforderte „Erotik der Kunst“ und machen eine lehrbuchartige Hermeneutik überflüssig. Dann tragen sie ihre Geheimnisse auf der Oberfläche, und das Subjektive der Handlung tritt hinter einem universellen Gefühl des Menschseins zurück, weil es unsere eigenen, verdrängten Geheimnisse sind, die uns in ihrer ganzen unerträglichen Nacktheit anstarren.



»Air« ist ein spielerisches, melancholisches Vergnügen.« SZ

EINE REISE AN DIE GRENZEN DER WELT UND DARÜBER HINAUS

»Ein eskapistischer Roman, von sprachlich prägnanter, zeitloser Eleganz« DIE ZEIT



CHRISTIAN KRACHT

NOMINIERT FÜR DEN PREIS DER LEIPZIGER BÜCHERMESSE 2025

SPIEGEL Bestseller-Autor

Gebunden. € (D) 25,-

Kiepenheuer & Witsch



Stadtneurose

Eine Kampfsportlerin entwickelt in Helene Hegemanns „Striker“ eine Art Angststörung

Von Katharina Granzin

Nichts im Leben ist sicher. Im Prinzip weiß jeder Mensch das, doch normalerweise wird dieses Wissen erfolgreich verdrängt. Allerdings gibt es Orte, die uns ständig ungefragt mit dieser existenziellen Unsicherheit konfrontieren: an erster Stelle die Großstadt, weil dort auf engem Raum extreme, auch extrem prekäre Formen menschlichen Daseins aufeinandertreffen.

Das ist der inhaltliche Rahmen von „Striker“, Helene Hegemanns neuem Roman. Handlungsort ist Berlin. N, die weibliche Hauptfigur, hat sich eine wirksame Form der Vorabwehr gegen potenzielle Bedrohungen der Außenwelt zugelegt: Sie betreibt intensiv Kampfsport. Die Aussicht, beim nächsten Boxwettkampf einer gefürchteten Konkurrentin zu begegnen, gegen die sie schon einmal verloren hat, stresst N allerdings gewaltig. Ihre nervliche Belastung nimmt weiter zu, als sich im Flur vor ihrer Wohnung eine obdachlose junge Frau einnistet. Aus Ns spontaner Hilfsbereitschaft wird Ablehnung und Misstrauen, als diese Frau, Ivy, sich nicht nur als allzu anhänglich erweist, sondern auch eindeutig psychisch instabil wirkt. Ihre eigene äußere Ähnlichkeit mit ihr verunsichert N stark; sie beginnt an ihrem Verstand zu zweifeln und traut sich zwischenzeitlich nicht mehr, in ihrer Wohnung in einem touristischen Partyviertel zu übernachten. Zum Glück kann sie zeitweise bei einer Politikerin unterschleichen, mit der N eine sexuelle Beziehung unterhält.

Der Romantitel ist mehrdeutig. Zum einen kann er auf N selbst bezogen werden, zum anderen agiert unter dem Namen „Striker“ ein Graffiti-Künstler, der persönlich nie auftaucht, aber in Ns Bewusstsein Spuren hinterlässt, da er auf die Brandmauer gegenüber ihrem Fenster unverständliche Zeichen sprüht, die N nachhaltig beunruhigen. Viele Elemente im Roman haben eine wenig subtile Zeichenfunktion, angefangen bei Ivys Namen (selbsthaftende Kletterpflanze) über Strikers menetekelhaftes „writing on the wall“ bis hin zu den Einrichtungsgegenständen, die

N während schlafloser Nächte im Internet kauft. Von diesen trägt jedenfalls keins dazu bei, ihre Wohnung zu einem gefühlt sicheren Refugium zu machen. Vor allem an dem großen Spiegel wird (ziemlich penetrant) zeichnerhaft die drohende Auflösung von Ns Persönlichkeit reflektiert.

Doch so weit wird es nicht kommen, und das ist auch gar nicht nötig, weil es um N eigentlich nicht wirklich geht. Obwohl der Roman aus ihrer Perspektive erzählt, bleibt eine Identifizierung mit N aus, weil sie als Charakter nicht greifbar ist. Diese junge Frau mit Großstadtneurose ist eine Stellvertreterin; in ihr umschreibt der Roman ein Phänomen, ein eventuell zeittypisches Grundgefühl, an das man lesend andocken soll. Für die Individualität der Figuren interessiert die Autorin sich nur insoweit, als jede Person einen Beitrag zum Gesamtbild darstellt. Das ist konsequent und ziemlich grundsätzlich umgesetzt, und dazu gehört, dass auch die Nebenfiguren sich als ebenso den Unsicherheiten des Daseins ausgesetzt zeigen wie N. „Die Politikerin“ etwa, die nur mit ihrer Berufsbezeichnung benannt wird, bekommt bei Reisen in Kriegsgebiete furchtbare Dinge zu sehen und hat seltsam kaltherzige Strategien entwickelt, diese Erfahrungen zu verdrängen. Ihre langjährige Beziehung zu N ist trotz körperlicher Nähe lediglich beiläufigen Charakters.

Jedes Leben, so versteht man, ist fragil, jede Person ist mit ihren Problemen ziemlich allein. In sich ist es ein schlüssiges Gesamtbild, das die Autorin zeichnet; aber genau darin liegt auch ein grundsätzliches Problem. Der unbedingte Wille, zeitdiagnostischen Mehrwert zu generieren, ist dem Roman so stark eingeschrieben, dass der Lektüre jede Möglichkeit zur eigenwilligen Interpretation, jedes spielerische Element entzogen wird. Dem deprimierenden Bedrohungspotenzial ist nicht zu enttrinnen. Doch immerhin kann nicht völlig ausgeschlossen werden, dass die enigmatischen Zeichen, die „Striker“ auf Wände malt, eine geheime Botschaft der Hoffnung enthalten. Dass N nicht inmitten ist, sie in dieser Weise zu lesen, sollte schließlich nicht unser aller Problem sein.

Eine Hochzeit bietet in diesem Roman keinen Ausweg
Foto: Peter Dazeley/Getty



Der Nicht-Heirats-Plot

In „Dream Count“ erzählt Chimamanda Ngozi Adichie von vier unterschiedlichen Frauenleben. Was repräsentieren diese Figuren?

Von Dirk Knipphals

Der „Marriage Plot“ ist ein in der englischsprachigen Literatur sehr gut eingeführter Begriff. Die realistischen Romane etwa Jane Austens wären ohne ihn undenkbar. Es ging darum, über die Verheiratsrituale der Zeit, ihre Klippen, oft genug auch ihre Tragik, das Frauenleben im 19. Jahrhundert zu beschreiben. Das Drama ergab sich daraus, dass die Liebe und die gesellschaftlichen Konventionen unterschiedlichen Regeln folgten. Nachdem Chimamanda Ngozi Adichie vor einem Dutzend Jahren mit ihrem Welterfolg „Americanah“ die Tür zur Möglichkeit eines post-postkolonialen Erzählens ein Stück weit aufgestoßen hat, hat sie sich für ihren aktuellen Roman „Dream Count“ offenbar die Frage gestellt, wie weit sie erzählerisch mit dem Gegenteil eines Marriage Plots kommt, einem Nicht-Heirats-Plot.

Das ist zunächst ziemlich weit. So kann Adichie ganz nebenbei ein Panoptikum von Männerfiguren entwerfen, mit denen es nicht klappt. Sie sind entweder zu selbstbezogen oder zu unentschlossen oder vergessen, interessanterweise beim einzigen Mal, als es um eine „Mixed raced“-Verbindung geht, beim Daten zu erwähnen, dass sie bereits verheiratet sind.

Vor allem aber kann Adichie am Heiratsthema ihre vier sehr unterschiedlichen weiblichen Hauptfiguren auffächern. Zwei von ihnen, Chiamaka und Zikora, stecken in den für moderne Frauen ihrer Generation üblichen Mühen aus Karriereplanung, Selbstverwirklichung, elterlichen Aufträgen und alltäglichen Missverständnissen fest, und zwar so lange, bis die Menopause zuschlägt. Sie müssen erkennen, dass Intelligenz, Selbstbewusstsein und gute Ausbildung nicht automatisch zum Familienglück führen. Chiamaka lernt den Schmerz kennen, „einen lieben Menschen lieben zu wollen, den man nicht liebt“. Zikora wird von ihrem Partner sitzen gelassen, nachdem sie schwanger wird. Und muss dann darüber nachgrübeln, ob ihm womöglich gar nicht klar gewesen ist, was es bedeutet, als sie ihm sagte, sie setze jetzt die Pille ab, okay?

Omelogor dagegen, die nach Nigeria zurückkehrt, durch Geldwäsche reich wird und ein mondänes Oberschichtleben führt, will gar nicht heiraten. Bei Kadiatou, der vierten Hauptfigur, liegt die Sachlage noch einmal anders. Sie kommt aus der Armut, kann auch nicht mal eben zwischen den USA und Westafrika hin und her jetteten. In ihrer Heimat war sie traditio-

nell verheiratet worden, doch ihr Ehemann ist dann gestorben. Ihr Verlobter in den USA landet wegen Drogenhandels im Gefängnis.

Und sie wird, was dem Roman ein Gutteil seiner existenziellen Schwere gibt, vergewaltigt. Chimamanda Ngozi Adichie hat sich, wie sie im Nachwort erläutert, vom Fall Dominique Strauss-Kahn inspirieren lassen, des Direktors des Internationalen Währungsfonds, der 2011 durch die Welt-Presse ging – ein Vorläuferfall der Me-too-Bewegung. Vier Frauenleben, jedes verläuft anders.

Kurze Dialoge und Szenenbeschreibungen, Vorgriffe, innere Monologe, in denen das Innenleben der Figuren deutlich zu Tage tritt, gelegentliche Wechsel der Erzählperspektive – der Roman ist in einem internationalen Style geschrieben, der weltweit

Man spürt beim Lesen ihren Willen, ihren Status als Literaturstar für diese eine Frauenfigur einzusetzen

als Realismus verstanden wird. Das ist dem Buch in manchen Besprechungen auch schon vorgeworfen worden, doch dieser Vorwurf trifft nicht den Kern.

Man macht sich den Roman interessanter, wenn man wahrnimmt, dass es Schwarze Frauen sind, die teilweise durch die „Sex and the city“-Kontroversen gehen müssen (und kein Mister Big weit und breit in Sicht ist), die in der Serie weißen Upperclass-Frauen vorbehalten sind. Dieses Moment von Aneignung liest man mit. Das ist kein literarisches Kriterium? Doch, das ist es. Es gehört zu dem Kontext und dem Literaturbegriff, den der Text setzt. Dies ist ein Roman, der in den USA und in Europa und zum Beispiel auch in Nigeria gelesen werden will. Und es ist schlicht interessant, dass er dazu aus den üblichen Narrativen um Migration und den globalen Süden ausbricht und spezifische Geschichten einzelner Frauenfiguren anbietet.

Das sind alles andere als Heldinnengeschichten. Ganz großartig ist etwa die Episode, in der Zikora ihr Kind bekommt, in den USA, dann eben ohne Beteiligung des Kindesvaters, dafür reist ihre Mutter aus Nigeria zur Unterstützung an. Was zum Ergebnis hat, dass Zikora inmitten des Geburtstresses sich auch noch mit traditionellen nigerianischen Vorstellungen

von Mutterschaft und Kinderkriegen auseinandersetzen muss. Die Solidarität unter Frauen, auf die die Handlung zielen wird, ist eben nichts, was einfach vorausgesetzt werden kann; sie muss in diesem Roman erkämpft werden, und zwar teilweise gegen überkommene familiäre Muster von Weiblichkeit.

Und mittendrin gibt es eine lange erzählerische Strecke über das Heranwachsen von Kadiatou in Guinea, bevor sie in den USA als Zimmermädchen arbeitet. Eingebunden in dörfliche, lebensweltlich reaktionäre Strukturen, träumt sie zusammen mit ihrer älteren Schwester Binta von anderen Welten, in denen Mädchen in die Schule gehen: „Bintas Träume funkelten.“

Wie Adichie hier ohne Eifer und ohne Zorn ein Frauenleben erzählt, in dem Emanzipation noch ein ferner Traum ist, hat Größe. Man spürt beim Lesen ihren Willen, all ihre Bekanntheit und ihren Status als Literaturstar (Treffen mit Angela Merkel, in Minuten ausverkaufte Romanpremiere in Berlin etc.) für diese eine Frauenfigur einzusetzen – bis hin zur Beschreibung der rituellen Beschneidung, der Kadiatou und Binta unterworfen werden, von ihrer eigenen Mutter. Es stimmt schon, die Männer kommen in diesem Roman nicht gut weg, eine Hochzeit bietet eben keinen Ausweg, aber mindestens ebenso krass sind die Generationskonflikte unter Frauen.

Das führt zu Verschiebungen. Im 20. Jahrhundert waren es die spezifischen Geschichten von Emanzipationsdramen in US-Vororten und Identitätsdramen jüdischer Intellektueller – John Updike und Philip Roth –, die erzählerisch um die Welt gingen (als sich der Westen noch mit der Welt in eins setzen konnte). Bei Adichie sind es die Selbstfindungs-dramen und Solidarierungsversuche Schwarzer Frauen zwischen Nigeria und den USA. Was repräsentieren sie? Vielleicht schlicht die Einsicht, dass es in diesem Erzählen nicht um universale, abstrakte Geschichten geht, sondern um konkrete Personen mit ihren jeweiligen spezifischen Hintergründen und identitären Mischungsverhältnissen.

Es ist sehr schade, dass man diesen Roman – in der gegenwärtigen politischen Situation scheint die Zeit für Öffnungen vorbei – nicht als Beginn von etwas lesen kann, sondern womöglich sogar als Schlusspunkt einer abgewürgten Entwicklung hin zu den konkreten Geschichten, die Menschen in dieser komplexen Welt erleben, lesen muss.



Helene Hegemann: „Striker“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2025, 192 Seiten, 23 Euro



Chimamanda Ngozi Adichie: „Dream Count“. Aus dem Englischen von Asal Dardan und Jan Schönherr. Fischer, Frankfurt a. M. 2025, 528 Seiten, 28 Euro

WISSEN DISST MACHT

10
Wochen
taz für
10 €

Journalismus, der es nicht allen recht macht
und Stimmen, die man woanders nicht hört –
immer aus Überzeugung und 100% konzernfrei.

taz.de/tazlesen



taz lies selbst

Den Siegern verzeiht man

Wie sich der Krieg in alle Bereiche des Lebens einschreibt, davon erzählt der ukrainische Autor Serhij Zhadan in zwölf neuen Short Storys

Von Jens Uthoff



Menschen im Bus, hier in Charkiw im Januar 2023
Foto: Spencer Platt/Getty

Der Krieg spielt nicht nur dort, wo die Bomben fallen, wo die Soldaten in Schützengräben verharren, wo das Rattern der Artilleriegeschosse zu hören ist. Er schreibt sich vielmehr in den Organismus einer ganzen Gesellschaft ein, ist subkutan immer da. Diesen Eindruck gewinnt man in zwölf neuen Short Storys von Serhij Zhadan, die nun auf Deutsch unter dem Titel „Keiner wird um etwas bitten“ erschienen sind. Der wohl berühmteste ukrainische Gegenwartsautor erzählt darin von allzu alltäglich gewordenen Beerdigungen, von der Atmosphäre auf den verlassen Straßen von Charkiw, von zerstörten Schulen und von Leichentransporten, von Beruhigungs- und Schlafmitteln, mit denen die Menschen ihr Leben meistern. Er erzählt von einem Land im Überlebensmodus.

Serhij Zhadan leistet gerade selbst Kriegsdienst bei den ukrainischen Streitkräften. An der Front kämpfen muss er nicht, er ist in seiner Brigade für Kommunikation zuständig und hat ein Frontradio mit aufgebaut (Radio Khartia). Für den Schriftsteller, der für sein Werk vielfach ausgezeichnet wurde, haben sich die Prioritäten seit Beginn des russischen Angriffskriegs verschoben, auch sein Schreiben hat sich verändert. Die Geschichten sind mosaik- und momenthafter, oft stellt der 50-jährige Autor das Dasein im Krieg nüchtern, sachlich, in kurzen Dialogen dar.

Eine Parabel auf die gegenwärtige Situation der Ukraine ist am ehesten die Geschichte von Bohdan und seinem Sohn Tocha, die durch das kaputte und verwaiste Charkiw ziehen. Der Vater ist ein großer Fußballfan, der Sohn ein Fußballspieler, doch die Stadien und Plätze sind leergefegt, die meisten Mitspieler von Tocha haben das Land verlassen, an Kicken ist nicht zu denken. Sie schauen schließlich zu Hause

die Aufzeichnung jenes Matches der WM 1986 an, bei dem Maradona mit der Hand das Tor erzielte. Als Bohdan dem Sohn erklärt, warum Maradona in diesem Moment so ein Großer war, scheint es für einen Augenblick, als würde er über den Krieg sprechen: „Weil er gewonnen hat. Er hat gewonnen, verstehst du? Den Siegern verzeiht man viel. Nicht alles natürlich, aber viel. Der Sieg entwertet. Denn man schaut auf den Sieger und versteht, wozu er bereit war. Wozu war er bereit? Zu allem. Auf den Platz gehen und diesen verdammten Sieg an sich reißen, wie ein Herz aus einer fremden Brust.“

Auch das, was nicht gesagt wird, tönt sehr laut in den Gesprächen seiner Protagonist:innen. In einer Geschichte besucht eine junge Frau einen ehemaligen Schulfreund, der im Krankenhaus ist und im Rollstuhl sitzt; er ist offenbar im Krieg verletzt worden. Beide unterhalten sich recht einsilbig miteinander: „Hast du mich wenigstens erkannt?“, fragte sie. – „Erst nicht.“ – „Hab ich mich verändert?“ – „Alle haben sich verändert. Wie du siehst.“ – „Verstehe.“ In diesem Stil schleichen die beiden umeinander herum, sie flirten miteinander, bleiben zugleich auf Distanz. Der Krieg schreibt sich in die Kommunikation der beiden ein, er ist latent immer da, insofern steht diese Story Pars pro Toto für den gesamten Band.

Zhadans Geschichten lassen Bilder im Kopf entstehen. Es ist, als sähe man vor sich, wie der alte einsame Lehrer Pal Iwanytsch an seiner zerstörten Schule Wache schiebt, als blicke man in das Hotelzimmer, in dem ein Soldat ein Rendezvous mit einer Soldatin hat und bei dem beide nichts wollen, als einfach nur zu ruhen und zu schlafen, als sei man in der Kirche, in der die Trauerfeier für den Kommandeur stattfindet und die Blicke der Soldaten auf die Blicke der Witwe treffen und die Rede des Priesters an allen vorbeigeht. In der letzten Geschichte

kehrt Zhadan zu den Protagonist:innen seiner ersten Geschichte zurück, ein Kreis schließt sich. Wie sehr der Krieg auch die Sprache Zhadans durchdringt, zeigt sich am deutlichsten in den poetischen Beschreibungen, die er einfließen lässt. Er reflektiert den Beginn des russischen Angriffskrieges, „diese ersten Tage vor einem Jahr, die Panik, die in die Lungen floss und einen nicht atmen ließ, die Schwärze, durch die hindurch man nichts erkennen konnte“, er beschreibt eine Aufteilung in ein Davor und ein Danach: „Es war noch nicht lange her, da war das Leben zerbrochen, war die Zeit zerbrochen, hatte sich das Gefühl des Atmens verändert, sein Rhythmus und seine Regelmäßigkeit.“ Den Krieg fängt Zhadan in Begegnungen und Unterhaltungen ein. Die Front ist weit weg und doch irgendwie da in seinen Storys. Gerade deshalb meint man, hier so viel davon zu verstehen, was es bedeutet, im Kriegszustand zu sein.

„Keiner wird um etwas bitten. Neue Geschichten“. Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr und Juri Durkot. Suhrkamp Verlag, Berlin 2025, 165 Seiten, 24 Euro



Serhij Zhadan: „Keiner wird um etwas bitten. Neue Geschichten“. Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr und Juri Durkot. Suhrkamp Verlag, Berlin 2025, 165 Seiten, 24 Euro

Wenn Mama den Familienchat flutet

Seit der Pandemie wenden sich viele Ältere Verschwörungsideologien zu. Sarah Pohl und Mirjam Wiedemann geben Tipps für Angehörige

Von Antje Lang-Lendorff

In Mann, 41, wendet sich an eine Beratungsstelle. „Meine Mutter war eigentlich immer grün. Mit 61 Jahren kam sie in Frührente. Kurz nach Rentenbeginn veränderte sich ihre Welt.“ Stunden habe sie in Onlineforen verbracht, den Familienchat mit Nachrichten geflutet. Im Laufe der Flüchtlingskrise 2015 habe sie zunehmend obskure und menschenverachtende Inhalte geteilt. „Ich muss nicht sagen, was während Corona mit ihr passierte. Sie hat sich endgültig radikalisiert.“ Diskussionen nützen nichts. „Wie kann ein Mensch sich nur so ändern?“

Ein Beispiel von vielen, die im Buch „Abgetaucht, radikalisiert, verloren? Die Generation 50+ im Sog der Filterblasen“ beschrieben werden. Die Autorinnen und Pädagoginnen Sarah Pohl und Mirjam Wiedemann nehmen darin ein re-

lativ neues Phänomen in den Blick. Lange verband man politische Radikalisierung vor allem mit jungen Menschen. Mit der Pandemie hat sich das verändert, viele Ältere entwickelten ein tiefes Misstrauen gegen den Staat. Beratungsstellen für Verschwörungsideologien berichten, dass sie vermehrt Anfragen von Jüngeren bekommen, die sich Sorgen machen um ihre Eltern.

Was sind die Ursachen für die Radikalisierung jenseits der Lebensmitte? Sarah Pohl leitet die Zentrale Beratungsstelle für Weltanschauungsfragen in Baden-Württemberg, Erfahrungen der Berater*innen fließen in das Buch ein. Den theoretischen Teil kann man getrost überblättern. Spannend sind vor allem die mehr als 20 anonymisierten Fallbeispiele.

Da ist der 76-Jährige, der sich mit alternativer Medizin beschäftigt und zunehmend eine pharmakritische, staatsferne Haltung ent-

wickelt. Der Witwer, der am Stammtisch über Ausländer zu schimpfen beginnt und in Chatgruppen Halt und Gleichgesinnte findet. Die 68-Jährige, die nach Paraguay ausgewandert, sich einer Gruppe anschließt und nach Konflikten wieder nach Deutschland zurückkehrt.

Jeder Fall ist anders, und doch werden Muster erkennbar. Krisen und Brüche begünstigen eine Radikalisierung offenbar. Der Eintritt ins Rentenalter kann zu Selbstzweifeln führen, der Tod der Partner*in zu Isolation. Verschwörungserzählungen verleihen dem Leben dann einen scheinbar neuen Sinn und schaffen Zugehörigkeit. Gesundheitsthemen werden im Alter wichtiger, auch Alternativmedizin und Esoterik können ein Einstieg sein ins Verschwörungsgedanken. Rentner*innen haben zudem schlicht viel Zeit, um sich im Netz zu verlieren, fehlende Medienkompetenz kann das Problem verstärken.

Pohl und Wiedemann betrachten die Radikalisierung Älterer als Teil eines biografischen Puzzles. Darauf, welche gesellschaftlichen Ursachen dazu geführt haben, dass so viele während der Coronazeit Vertrauen in Staat und Medien verloren haben, gehen die Autorinnen nicht weiter ein. Der Band ist vor allem ein Ratgeber für betroffene Angehörige.

Was also können betroffene Töchter und Söhne tun? Pohl und Wiedemann betonen, wie wichtig es ist, auf die eigenen Grenzen zu achten. Sie geben Tipps zur Gesprächsführung. Inhaltliche Diskussion bringen häufig nichts, so ihre Erfahrung. Die Autorinnen empfehlen, den Kontakt zu halten und nach anderen Möglichkeiten zu suchen, um Sinn und Zugehörigkeit zu schaffen. Hobbys können helfen, gärtnern, reisen. Oder ein Haustier: Wer mit dem Hund Gassi geht, hat weniger Zeit fürs Netz. So banal das klingen

mag, es leuchtet ein. Werden andere Themen wichtiger, bleibt für die Verschwörungsideologie weniger Raum. Eine „Heilung“ ist das nicht, aber ein Fortschritt.

Die Autorinnen machen auch auf fehlende Beratungsangeboten für Ältere aufmerksam. Fraglich ist allerdings, wie diese die Menschen überhaupt erreichen könnten. Bei der Suche nach Lösungen fehlt im Buch dann doch die Ebene der gesellschaftlichen Analyse: Eine ernsthafte Aufarbeitung der Coronapolitik könnte möglicherweise mehr bewirken als die Einrichtung einzelner Beratungsstellen.

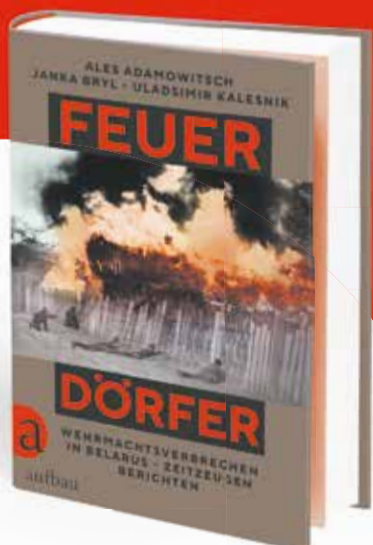
Auch die Situation der Mutter des eingangs zitierten 41-Jährigen veränderte sich mit der Zeit. Sie bekam Probleme mit der Lunge. In der Reha gab es viele Freizeitangebote und schlechten Empfang, so schildert es der Sohn. „Dadurch habe ich den Eindruck, ist sie wieder etwas zurückgekommen.“



Sarah Pohl, Mirjam Wiedemann: „Abgetaucht, radikalisiert, verloren? Die Generation 50+ im Sog der Filterblasen“. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2025, 136 Seiten, 25 Euro

»Ein Meilenstein in der literarisch-dokumentarischen Behandlung der Traumata aus dem Zweiten Weltkrieg.«

NINA WELLER,
LEIBNIZ-ZENTRUM FÜR
LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG



www.aufbau-verlage.de



»So temporeich, unverfroren und leichtfüßig erzählt gerade niemand über Migration, Flucht und alte sowie neue Heimaten.«

DEUTSCHLANDFUNK

aufbau



Kein Diktatürchen

Kritische Ostalgie übermittelt Jakob Hein in seinem neuen Roman

Endlich wissen wir es also. Es war viel gerätselt worden, was den bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß 1983 dazu bewegen haben mag, der DDR einen Milliardenkredit zuzuschancen. Jakob Hein erzählt die irre Geschichte in seinem neuen Roman. Schade eigentlich, dass es so gekommen ist, mag sich bei der Lektüre manch Alt-Hippie denken, der sein Leben lang für den guten Schwarzen Afghanen klandestine Deals mit mehr oder weniger finsternen Gestalten hat abschließen müssen. Aber die BRD hat damals alles getan, um zu verhindern, dass die DDR den dort so bezeichneten Medizinalhanf legal an Verkaufsstellen entlang der innerdeutschen Grenze vertickte. Was hat die DDR getan? Ja, sie hat Cannabis vertickt. So steht es bei Hein im Roman.

Ein kreuzbraver Mustersozialist langweilt sich in seiner Behörde schier zu Tode, ist er doch für den Außenhandel mit Afghanistan zuständig, dem Staat, der damals unter der Kuratel der Sowjetunion stand. Als er überlegt, was das Land zu bieten hat, fällt ihm nicht viel ein, nur eins: Medizinalhanf. Und so kommt der biedere Jungkader auf die Idee, die einem eigentlich nur kommen kann, wenn einem Hanf das Hirn auf angenehmste Weise vernebelt hat. Bald sitzt er im Kiosk an der GÜSt, der Grenzübergangsstelle, in Berlin und kassiert für den reinsten Stoff Devisen, die sein Staat so dringend zum Überleben braucht. Verrückt!

Keine Angst! Ein Schelmenstück über die DDR als drolliges Diktatürchen ist Heins Roman nicht. Der geschmacklose Gefangenenhandel, der Westgeld in die Ostkassen gespült hat, wird ebenso benannt wie das willkürliche Verteilen des Privilegs von Reisen ins Nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet. Schließlich kommt es zum Milliardengeschäft mit der teilkorrupten BRD, in deren Ministerien übrigens auch nicht mehr gearbeitet wird als drüben.

Das ist das Schönste an dem Buch, dass es den miesen Mastfleischdeal mit der DDR, den Franz Josef Strauß für seinen Spezi Josef März eingefädelt hatte, Erwähnung findet. Viel musste Hein also gar nichts dazuerfinden für sein deutsch-deutsches Possenspiel. Gut, dass er es getan hat. So ist seine Geschichte ein schönes Beispiel für kritische Ostalgie mit einer fast schon liebevollen Warnung vor dem Westen.

Andreas Rüttenauer



Dahlia de la Cerda: „Reservoir Bitches“. Aus dem mexikanischen Spanisch von Johanna Malcher. CulturBooks Verlag, Hamburg 2025, 184 Seiten, 22 Euro

Bis über den Tod hinaus

Dahlia de la Cerda erzählt in ihrem Debüt vom rauen Alltag von Frauen in Mexiko

„Was ist der Preis für Pussy?“, fragt sich die Frau auf Seite 74. Wie es wäre, „plötzlich einen gigantischen Hintern und dicke Titten zu haben“, stellt sich die auf Seite 103 vor. Die auf Seite 138 findet sich bereits „wunderschön [...] und exotisch“, wie „eine Blume zwischen Agaven“ oder wie „Kleopatra im Ein-Euro-Laden“.

13 Frauen* gibt Dahlia de la Cerda in ihrem Debütwerk eine Stimme. Ihre „Reservoir Bitches“ eint nicht viel, außer das Land, in dem sie leben – und in dem einige gewaltvoll sterben. Rund zehn Frauen werden täglich(!) in Mexiko ermordet, jede Dritte davon aufgrund ihres Geschlechts. Damit ist Mexiko eines der Länder mit der höchsten Rate an Femi(n)iziden in Lateinamerika.

De la Cerda greift diese grauenvolle Wirklichkeit auf. In 13 Kapiteln skizziert die 1985

in Aguascalientes geborene Autorin die unterschiedlichsten Lebensrealitäten: die einer zukünftigen Politikergattin, die der Tochter eines Narcochefs, die einer Afromexikanerin auf dem Weg Richtung US-Grenze, die einer sich prostituierenden trans Frau. Verfolgt wird keine stringente Erzählung, einige Geschichten beziehen sich aufeinander, andere stehen für sich. Die Sprache de la Cerdas changiert dabei stets zwischen den Milieus, ist mal mehr mal weniger derb, was in der Übersetzung etwas hölzern wirkt. Dennoch transportiert sich das, was dieses Debüt so besonders macht und was ein Grund sein mag, warum es gleich auf der Longlist des diesjährigen Booker Prize gelandet ist: Die Frauen* behalten die Macht über ihre eigenen Geschichten, erzählen sie gnadenlos, auch bis über den Tod hinaus. Dass ei-

nem dabei übel werden kann, macht die Repression, die Frauen* in Mexiko, aber auch weltweit erleiden müssen, nur allzu deutlich – durch den Staat, kriminelle Strukturen, Religion. Alles in allem durch Männer.

Auf Seite 9 meint eine Frau zu wissen, dass man „sich Petersilie in die Scheide stopfen“ soll, um abzutreiben, während die auf Seite 127 weiß, dass ihr Darm nach Tacos al Pastor schmeckt, die Leber nach frischem Blut und „die Bauchspeicheldrüse süßlich wie Säuglingsmilch“. Mit einem Tanga erwürgt, weiß die Frau auf Seite 140, dass der Tod nicht glamourös ist, es in ihm „keine Pailletten“ gibt. Während die auf Seite 16 zu einer Erkenntnis kommt, mit der sich auch de la Cerdas Kurzgeschichtensammlung zusammenfassen lässt: „Alles, was krass anfängt, hört auch krass auf.“ *Sophia Zessnik*

Das Hinken des Schreiadlers

Klagelieder aus den Beskiden: Urszula Honek erzählt in ihrem Prosadebüt klangvolle Geschichten vom Alltag in einem polnischen Dorf

Wenn nicht mal der Schlaf kurzzeitig Erlösung bietet, eine Pause von Arbeit und Alltag, dann hat das Elend einen wirklich vollumfänglich verschluckt. „Hoffentlich träumen wir nichts“, ist so ein Satz, der bezeichnend ist für die Figuren, die Urszula Honek mit dunklem Federstrich zeichnet. „Jeder bekommt den Tod, den er verdient“, lässt sie später eine Frau sagen, die es ihrem Retter nie vergeben konnte, dass der sie aus dem Fluss zog, die Taschen voller Steine und bis zum Hals in den Fluten. Es sind nicht alle so verbittert, in dem kleinen Dorf in den polnischen Beskiden, von dem „Die weißen Nächte“ erzählen. Doch da der Tod in jedem Haus schon einmal Gast war, kommt er selten gänzlich unerwartet – oder unverhofft.

Ein richtiges, gar ein bestes Alter gibt es in Honeks Roman nicht. All ihre Figuren sind entweder zu alt oder zu jung. Die Gegenwart rückt ihnen gleichermaßen zu Leibe. „Man wird

alleingelassen, und keiner fragt, ob man morgens aufgestanden ist, oder was für eine Farbe man mag. Das wirst du noch sehen“, warnt eine Großmutter ihre kleine Enkelin. Es sind jedoch kaum die Erwachsenen, die ihre Kinder erziehen, vielmehr ist es das Dorf selbst – oder die Natur, die Triebe, die in den Pflanzen wie in den Männern wohnen. Eine Mutter, die fürchtet, ihre Tochter könnte ein weiteres uneheliches Kind bekommen, weiß um die Umstände, die auf dem Land zu Schwangerschaften führen. „Er muss dir gar nicht gefallen“, sagt sie. „Es reicht, wenn du ihm nur ein bisschen gefällt.“

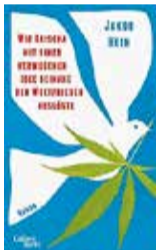
Die Landschaft, die sich im Roman vor der Leserin auftut, ist eigentümlich zeitlos. Nur hier und da blühen Erinnerungen, etwa an die NS-Zeit auf, ansonsten liegt Stillstand wie dichter Nebel über dem Dorf. Das einzige, was sich ändert, ist das Wetter, und das auch immer auf die gleiche Weise.

Es sind meist bereits Bekannte, die Männer und Frauen, die in „Die weißen Nächte“ auftauchen, denn es ist tatsächlich ein Roman in Geschichten, wie auf der ersten Seite angekündigt. Sprechen die Schwestern, Nachbarinnen oder Freunde derer aus den vorherigen Kapiteln, scheinen selten Widersprüche auf. Nie wird überschrieben, lediglich ergänzt. Für große Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung scheint weder Zeit noch Raum vor dieser so kargen Dorfkulisse. Urszula Honek, die zuvor statt Prosa nur Gedichtbände veröffentlicht hat, beweist große Kunstfertigkeit, von Menschen, die eigentlich kaum über eine Sprache verfügen, derart wortgewandt zu erzählen. Poesie steckt im Knirschen des Schnees wie im Hinken des Schreiadlers, und indem Honek genau zuhört, scheint sich ihre Elegie wie von selbst in Hauptsätzen niederzuschreiben.

Julia Hubernagel



Urszula Honek: „Die weißen Nächte“. Roman in 13 Geschichten“. Aus dem Polnischen von Renate Schmidgall. Suhrkamp Verlag, Berlin 2025, 160 Seiten, 23 Euro



Jakob Hein: „Wie Grischa mit einer verwegenen Idee beinahe den Weltfrieden auslöste“. Galiani Verlag, Berlin 2025, 256 Seiten, 23 Euro



Katja Petrowskaja: „Als wäre es vorbei“. Texte aus dem Krieg“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2025, 217 Seiten, 25 Euro

Untergang des Menschen und Rettung einer Feldmaus in der Ukraine

Einfühlsame Beobachtung gegen mörderische Gleichgültigkeit – Katja Petrowskaja leistet in ihren Fotokolumnen auf ihre Art Widerstand

Ein schwarzes Schaf springt über einen Bach. Die Schriftstellerin Katja Petrowskaja hat das Foto im Großen Kaukasus aufgenommen. Im Trussotal, nahe dem mythischen Berg Kasbek, ein Fünftausender an Georgiens Grenze zur Russischen Föderation. Von diesem Bild ausgehend hält sie fest: „Es gibt Tage, an denen man so viel Schönes sieht, dass man die Erinnerung wie einen Vorrat benutzt.“ Doch Petrowskaja ahnt, sie wird künftig einen großen Vorrat davon brauchen. Den Text verfasste die preisgekrönte Autorin („Vielleicht Esther“) wenige Tage vor dem 24. 2. 2022, dem Überfall Russlands auf die Ukraine. Das schwarze

Schaf in Georgien macht Sinn, das Land hatte Ähnliches mit Russland bereits 2008 erlebt.

Was im Februar 2022 begann und bis heute fort dauert, schlägt in seiner Monstrosität oft die Sprache. Petrowskaja, 1970 in Kiew geboren, jüdisch-ukrainischer Herkunft und in Berlin lebend, begehrt schreibend dagegen auf. Wie viele Künstler:innen, Intellektuelle und Schriftsteller:innen der Ukraine. Sie tut dies reflektiert, melancholisch und mit einer Unbedingtheit, die bewundernswert ist. Kulturell will sie sich auf keinen Fall von der Rohheit des russischen Angriffskrieg überwäligen lassen. Aber auch nichts beschöni-

gen. Ihre nun in einem Band zusammengefassten Fotokolumnen, von Februar 2022 bis Oktober 2024 überwiegend in der FAS erschienen, sind große Literatur.

Es sind liebevolle, sprachlich um Präzision und Wahrhaftigkeit ringende Miniaturen, in denen die großen Tragödien der Antike heute aufblitzen. Alles hat Sinn, die von ihr ausgewählten Bilder erfassen Momente, Ereignisse, Personen, Landschaften, Kultur, ohne die es kein Gedächtnis, keine Erinnerung gibt. Sie sind nicht voyeuristisch, die Autorin beschreibt, was abbildbar ist und was nicht. Der Tod, die Amputation, das „natürli-

che“ Sterben des Vaters. Sie verbindet Privates und Politisches, wie es im Leben ist.

Der Band enthält allegorische Erzählungen wie die von der Feldmaus und dem Hund, die nach der Bombardierung des Staudamms aus den Fluten gerettet werden. Die ganze geschundene Nation freute sich. Oder von King Arthur aus Kiew, „einem Engel der Queerbewegung“, gefallen 2024. „Ich wollte viele Freunde treffen“, schreibt die mit der Kiewer Kulturszene tief verbundene Autorin, „und ging zu Arthurs Trauerfeier, so ist es jetzt, wenn man alle sehen möchte.“

Andreas Fanizadeh

WAS
IST
HIER
HEUTE
ZUKUNFT

Die taz wird digital!

Nicht mehr allzulange, dann ist es soweit:
Die Werktags-taz wird digital.

Buchmesse
Leipzig
27. – 30.3.25

taz seitenwende on tour

Unabhängiger linker
Journalismus bleibt – als
tägliche digitale Zeitung.

Sie haben dazu Fragen?
Schwierigkeiten oder
Unklarheiten?

Auch am Buchmessen-
Stand wollen wir uns
mit Ihnen das digitale
Lesen genauer
anschauen.

Bringen Sie sie mit und
zusammen finden wir die
passenden Antworten.

Hilfe in Sachen ePaper
und Abo am taz Stand:
Halle 5 G500

täglich von
10 bis 18 Uhr

Sonntag 30.3.
von 10 bis 13 Uhr

Gesichter der Einsamkeit

Janosch Schobin zeigt, wie vielfältig Menschen vereinsamen

Einsamkeit als eine der zunehmenden Gegenwartskrisen – diese These dient Janosch Schobin in seinem neuen Buch mehr als Aufhänger statt als klare Leitfrage. Besser als „Zeiten der Einsamkeit“ würde „Geschichten der Einsamkeit“ als Titel passen. Empathisch und wissenschaftlich-distanziert zugleich gewährt der Soziologe Einblicke in siebeneinhalb Schicksale vereinsamer Menschen in Deutschland, Chile und den USA, an denen er verschiedene Facetten von Einsamkeit aufzeigt.

Pete, ein Verschwörungsanhänger aus New York, lässt Schobin nach dem Verhältnis zwischen Einsamkeit und Politikmisträuen fragen. John, ein frommer Katholik aus Brooklyn, lässt ihn Einsamkeit mit chronischem Schmerz vergleichen. Das Kaleidoskop reicht von der in Trauer Ritualen feststeckenden Witwe bis hin zum von seinen Mitmenschen unbemerkt Verstorbenen, den er als halbfiktive Persona nachkonstruiert (daher siebeneinhalb Schicksale). Der öffentliche Umgang mit solchen „Fällen für die Ämter“, die in Deutschland zunehmen, ist persönlichkeitsrechtlich heikel.

Bei der afroamerikanischen Sängerin Dolores, die trotz beruflichen Abstiegs, Krebs und Verlassenwerdens resilient bleibt, lauert kurz die Gefahr des existenziellen Appells ans Individuum:

„Tu was gegen deine Einsamkeit!“ Dafür ist Schobin aber doch zu sehr Soziologe, um den Blick für die strukturelle Ebene zu verlieren. Er verneint das Narrativ, dass Einsamkeit vor allem in postmodernen, individualistischen, „westlichen“ Gesellschaften zunehme. Selbst gewählte Bindungen mögen instabiler sein als feste familiäre Netze, doch überwiegen für ihn die positiven Effekte der Modernisierung wie Diskriminierungs- und Armutsabbau. An der Geschichte von Marta, die im Chile des späten 20. Jahrhunderts aufgewachsen ist und deren Biografie von familiärer und ehelicher Gewalt bestimmt ist, wird die Korrelation zwischen Einsamkeit, Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit in diskriminierenden Systemen grausam deutlich.

Schobin verbindet einen nahbaren Erzählton mit zahlreichen Exkursen in Politik, Psychologie, Philosophie und Geschichte. Der dünne rote Faden des Buchs und die Scheu vor endgültigen Antworten sind zugleich Stärke und Schwäche. Manchmal wünscht man sich mehr Vertiefung, über interessante Querverweise auf Arendt, Goethe oder Freud hinaus. Liest man „Zeiten der Einsamkeit“ als „Erkundung eines universellen Gefühls“, bleibt die Erkenntnis, dass das zu Recht negativ gesehene Gefühl jeden treffen kann. *Yi Ling Pan*



Janosch Schobin: „Zeiten der Einsamkeit. Erkundungen eines universellen Gefühls“. Hanser, Berlin 2025, 224 Seiten, 24 Euro

Orbán's Exportschlager

Petra Thorbrietz zeigt, wie Ungarn die Neuordnung Europas probt

Was macht eigentlich Viktor Orbán? Aktuell sollte man sich diese Frage stellen. Jetzt, da die Weichen für die künftige internationale Ordnung gestellt werden, stehen zwar vor allem die Welt- und Regionalmächte im Rampenlicht. Vergessen werden sollte dabei aber nicht, welche Bedeutung Ungarn für die autoritäre Entwicklung hat – vor allem in und für Europa.

In den Verlagsprogrammen ist das Thema Autoritarismus recht präsent. Im Zuge der Leipziger Buchmesse hat Petra Thorbrietz aber so ziemlich das einzige Buch vorgelegt, das sich mit dem „System Orbán“ beschäftigt. Das verwundert: Für einen umfänglicheren Blick auf das, was Orbán und seine Fidesz-Partei seit über fünfzehn Jahren in Ungarn tun, sollten die vielen lobenden Bezugnahmen durch autoritäre Akteure Anregung genug sein, sich kritisch mit der „illiberalen Demokratie“ zu befassen.

Als Inspirationsquelle dient diese etwa dem „Projekt 25“ des US-Thinktanks Heritage Foundation. Auch AfD-Frontfrau Alice Weidel reiste kurz vor den Bundestagswahlen nach Budapest, um auf einer gemeinsamen Pressekonferenz Orbán's Ungarn als „großes Vorbild“ zu loben. Und in Österreich machte Herbert Kickl als Innenminister deutlich, was von ihm in zukünftiger Regierungsverantwortung zu erwarten wäre. 2023 kün-

digte der Mächtigen „Volkskanzler“ programmatisch an: „Machen wir's dem Orbán nach.“

Dabei geht es stets um weit mehr als um eine restriktivere Migrationspolitik. Am Beispiel Ungarns zeigt Petra Thorbrietz in ihrem Buch, wie die Demokratie mit ihren eigenen Mitteln unterminiert werden kann. Kennengelernt hat die Journalistin das Land und seine Menschen über Dekaden hinweg. Dass sich Thorbrietz den Entwicklungen in ihrer Wahlheimat immer wieder auch über persönliche Eindrücke nähert, erhellt den Blick auf gesellschaftliche und politische Dynamiken vor Ort. Manchmal geraten Thorbrietz' Schilderungen allerdings zu sehr ins Anekdotische, etwa wenn sie von ihren ersten Ungarnbesuchen ab den 1980ern erzählt.

Insgesamt zeigt ihr Buch auf über 350 Seiten eindrücklich: Viktor Orbán und seinen Verbündeten geht es nicht nur um den Umbau der eigenen Wirtschaft und Gesellschaft, sondern auch um eine illiberale Neuordnung Europas. Und genau das gilt es im Blick zu behalten. Zu Herzen nehmen sollte man sich auch Thorbrietz' Bitte um Unterstützung der wenigen verbliebenen unabhängigen Medien in Ungarn. Mit wenig Geld und viel Mut tragen diese dazu bei, eine kritische zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit aufrechtzuerhalten. *Till Schmidt*



Petra Thorbrietz: „Wir werden Europa erobern! Ungarn, Viktor Orbán und die unterwanderte Demokratie“. dtv, München 2025, 320 Seiten, 25 Euro

Schöner verwalten

Julia Borggräfe plädiert für eine selbstbewusste Bürokratie

Lange schienen im Ruf nach Bürokratieabbau fast alle einig. Nun aber hat das Vorgehen von Elon Musk und seiner DOGE-Gefolgschaft in den USA deutlich gemacht, wie nah die libertäre Variante dieser Forderung der auf Demokratiezerstörung zielenden extremen Rechten ist. Das heißt freilich nicht, dass beim Zustand von Bürokratie und Verwaltung kein dringender Handlungsbedarf bestünde. Das zeigt Julia Borggräfe, Juristin und Beraterin für Verwaltungsinnovation, in ihrem klugen Buch „Bürokratopä. Wie Verwaltung die Demokratie retten kann“. Sie verweist darauf, dass nach aktuellen Befragungen nur 27 Prozent der Befragten darauf vertrauten, „dass der Staat seine vielfältigen Aufgaben bewältigen kann“. 69 Prozent dagegen „halten ihn für überfordert“. Vor diesem Hintergrund argumentiert Borggräfe gerade für eine Stärkung der Verwaltung. Sie leugnet weder Ineffizienz noch Bürgerferne, betont aber die Notwendigkeit eines „grundlegenden Wandels“: „Weg von der obrigkeitlichen zu einer agilen, kooperativen Verwaltungskultur“. Woran ein solcher Wandel bisher scheitert und was stattdessen zu tun wäre, zeigt sie detailliert an konkreten Fällen, etwa aus dem Bildungsreich.

Vor allem aber ermutigt sie die Verwaltung zu „mehr Selbstbewusstsein im Hinblick auf ihre demokratische Bedeutung“. Gerade weil der Staat den Bürgerinnen und Bürgern in ihrem Alltag vor allem in Form der Verwaltung begegne, sei ihre Funktionsfähigkeit zentral für eine vertrauensvolle Beziehung zwischen Staat und Staatsbürger. Eine sich ihrer Bedeutung bewusste Verwaltung solle gegenüber der Politik fordernder auftreten, Verwaltungspraxis müsse eine größere Rolle in Gesetzgebungsverfahren spielen. Borggräfe wünscht sich – das ist der Kern ihrer „Bürokratopä“ – eine Verwaltung als „moderne, dynamische und kompetente Akteurin“ als wichtige Säule der Demokratie.

Borggräfe übergeht auch die gegensätzliche Seite nicht, worin eine der Stärken ihres Essays liegt: Verwaltung darf nicht zum Selbstzweck werden. Sie muss eine effektive Kontrolle durch die Gesellschaft gewährleisten. Je effizienter und mächtiger der Staat, desto mehr Kontrollmöglichkeiten müssen Staat und Verwaltung der Gesellschaft garantieren. Positionierte sich die Verwaltung als selbstbewusster Teil des demokratischen Staats, steigerte sie die dringend notwendige Resilienz gegenüber inneren wie äußeren Angriffen auf die Demokratie. *Benjamin Schlodder*



Julia Borggräfe: „Bürokratopä. Wie Verwaltung die Demokratie retten kann“. Wagenbach, Berlin 2025, 144 Seiten, 18 Euro

Von nun an nur noch Filmmusik

Michael Haas blickt auf Schicksale jüdischer Komponisten im Exil

Was macht das Exil mit Künstlern? Manche Existenzen wandeln sich radikal, wie der Musikhistoriker Michael Haas in seinem Buch „Die Musik der Fremde“ schildert. Er folgt den Spuren von Komponisten, die vor dem Nationalsozialismus flohen. Darunter sind prominente Namen wie Kurt Weill oder Erich Wolfgang Korngold. Haas geht es aber ausdrücklich auch um heute vergessene Musiker und deren kaum bekannte Lebenswege im Exil.

Karol Rathaus etwa war im Deutschland der Zwischenkriegszeit ein namhafter Komponist. Er floh 1933 zunächst nach Paris und weiter nach London, wo er Erfolg mit Filmmusik hatte. Um seine Familie zu retten, nahm er eine Stelle in New York an einem College auf Long Island an. Fortan beschränkte er sich auf die Lehre und verschwieg vor seinen Studenten sogar seine Vergangenheit. Er suchte auch keinen Kontakt zu Kollegen von früher, die in Manhattan als Dirigenten auftraten.

Haas versucht mit seinem Buch, „die inneren Konflikte zu erforschen, die sich aus dem Verlust von Heimat ergeben“. So begannen viele der Musiker sich erst im Exil mit ihrer jüdischen Identität genauer zu beschäftigen und diese mitunter in ihre Kompositionen einzubeziehen. Aus dieser erzwungenen Selbstreflexion zogen die Komponisten Arnold

Schönberg und Erich Zeisl zum Beispiel ganz verschiedene Konsequenzen. Während Schönberg sich zum Zionismus bekannte, beschloss Zeisl, dass er als Jude „auch wie ein Jude komponieren sollte“.

Diese Schicksale stellt Haas in einen größeren Zusammenhang, beginnend mit dem Antisemitismus in Europa vor der NS-Zeit. Ebenso zeichnet er nach, wie sich die Lage für Juden in Deutschland von 1933 an verschlechterte. Eine ambivalente Rolle spielte der jüdische Kulturbund, der sich bemühte, jüdischen Künstlern eine Beschäftigung zu ermöglichen, nachdem sie offiziell nicht mehr arbeiten durften, doch zugleich versuchte er, die emigrierten Künstler zurückzuholen, ihrer Fähigkeiten wegen.

Haas lässt nicht unerwähnt, dass die Flucht vor dem NS-Regime auch eine soziale Frage war, da sie oft Personen mit Vermögen und internationalen Kontakten vorbehalten war. Die Bedingungen, unter denen andere Länder Flüchtlinge aufnahmen, waren ebenfalls schwierig. In Großbritannien war der Antisemitismus so stark, dass man verschwieg, dass die meisten Flüchtlinge, die kamen, Juden waren. Und während die Musiker in den Ländern, aus denen man sie vertrieb, ein Vakuum hinterließen, zahlten sie im Exil für den „abrupten Kreativitätsbruch“ meist einen Preis. *Tim Caspar Boehme*



Michael Haas: „Die Musik der Fremde. Komponisten im Exil“. Aus dem Englischen von Susanne Held. Reclam Verlag, Ditzingen 2025, 448 Seiten, 34 Euro

«Zwei intellektuelle Superstars der Gegenwart

... fragen, was das unerhörte finanzielle Gefälle mit einer Gesellschaft macht und mit der Würde.»

Elisabeth von Thadden, Die Zeit

Thomas PIKETTY

Michael J. SANDEL

DIE KÄMPFE DER ZUKUNFT

Gleichheit und Gerechtigkeit im 21. Jahrhundert

C.H.BECK

158 Seiten | Gebunden | € 20,- | ISBN 978-3-406-83247-5

Der C.H.Beck Newsletter: Die Welt im Buch

chbeck.de/nlz



Boykott und Brutalität

Oren Kessler hat ein Buch über den Aufstand in Palästina im Jahr 1936 geschrieben und entdeckt darin eine übersehene Wurzel des Nahostkonflikts

Von Ulrich Gutmair

Wie sie mit ihren Beiträgen auf Social Media ungewollt dokumentieren, haben viele Leute wenig Ahnung von der Geschichte jenes schmalen Fleckens am östlichen Mittelmeer – wissen aber genau, wer am dortigen Elend schuld ist und wann es angefangen hat: 1948.

Den Journalisten Oren Kessler, der in Tel Aviv lebt, hat dieser Umstand möglicherweise dazu animiert, in seinem eben erschienenen Buch „Palästina 1936. Der Große Aufstand und die Wurzeln des Nahostkonflikts“ vor allem die Quellen sprechen zu lassen und sich mit Interpretationen des Geschehens zurückzuhalten. Angesichts der allgegenwärtigen Emotionalisierung eine kluge Entscheidung.

Der im Jahr 1982 geborene Kessler hat ein vorsichtiges, gut lesbares Buch geschrieben über ein historisches Kapitel, das wenig beachtet und in der arabischen Welt verdrängt wurde. Er zitiert den Historiker Mustafa Kabha, der glaubt, sich auf arabischer Seite mit der Zeit 1936 bis 1939 auseinanderzusetzen, würde „ein viel stärkeres In-sich-Gehen“ erfordern als die Erinnerung an die „Nakba“, die Katastrophe von 1948.

Der Aufstand, der 1936 begann, sei „für Israelis und Palästinenser bis heute nicht vorbei“, meint Kessler. Er hält die drei Jahre währende erste große arabische Revolte im britischen Mandatsgebiet für die Schablone, der seitdem alle „jüdisch-arabischen Zusammenstöße“ folgen. Nach der Lektüre seines Buchs kann man dem kaum widersprechen.

Der Aufstand, der die zionistische Bewegung ausschalten sollte, scheiterte und hat „stattdessen die Araber selbst zerschlagen“, wie Kessler schreibt. Ein sechs Monate dauernder Generalstreik ruinierte die arabische Wirtschaft in Palästina und beschleunigte die Unabhängigkeit der jüdischen. Die jüdische Gemeinschaft konnte bereits damals die demografische, geografische und politische Basis ihres künftigen Staates konsolidieren.

Zwar brachte der Aufstand unter der arabischen Bevölkerung erstmals eine starke palästinensische Identität hervor. Es zeigt sich in dessen Verlauf aber auch ein inzwischen bekanntes Muster palästinensischer Politik. Bewaffnete Gruppen folgten nicht einem zentralen Befehl, sondern ihrer eigenen Agenda; die radikale, kompromisslose und antisemitisch geprägte Politik des Anführers des Auf-



Eine Gruppe arabischer Gefangener wird 1938 in der Altstadt von Jerusalem von einem britischen Soldaten bewacht. Foto: Fox Photos/Getty

stands, des Großmuftis von Jerusalem, Mohammed Amin al-Husseini, brachte den Palästinensern am Ende gar nichts. Seine Boykottpolitik gegenüber jedem politischen Lösungsvorschlag, der nicht auf arabische Dominanz hinauslief, war rigoros. Kompromissbereite arabische Stimmen ließ er ermorden. Das soziale Gefüge der Araber wurde zerschlagen, der Aufstand trieb die erste Welle von arabischen Flüchtlingen aus dem Land. „Britische Truppen erledigten den Rest, indem sie den Aufstand in einer Art und Weise bekämpften, die Tausende von Todesopfern und Zehntausende an Verwundeten forderte“, schreibt Kessler.

„Palästina 1936“ schreitet chronologisch voran und blickt hinter die Kulissen der palästinensischen und der jüdischen Nationalbewegung sowie der britischen Mandatsmacht. Kessler hat sich dafür einige Protagonisten ausgesucht, darunter die zentralen Figuren des Zionismus jener Zeit wie Chaim Weizmann und David Ben-Gurion. Auf britischer Seite treten unter anderem zwei Hochkommissare für Palästina, zwei Kolonialminister und die Nichte von Arthur Balfour, „Baffy“ Dugdale, auf. Stellvertretend für die palästinensischen Araber stehen die Figur des Großmufti, der als moderat geltende Musa Alami sowie der Intellektuelle George Antonius, Autor von „The Arab Awakening“.

Mit fortschreitender Lektüre wird deutlich, dass sich die gegenseitig ausschließenden politischen Ziele der Kontrahenten zu einem nur schwer lösbaren Konflikt führen mussten, der durch das Lavieren und eklatante Fehlentscheidungen der Briten wie die Einsetzung des Eiferers al-Husseini zum Repräsentanten der Araber im Land noch fatalere Folgen haben würde.

Die Einwanderung von Juden nach Palästina hatte bereits 1920, 1921 und 1929 antijüdische Pogrome provoziert. Die arabische Oberschicht agitierte zwar gern gegen jüdische Einwanderung, profitierte aber zugleich davon, indem sie Juden Land verkaufte.

An einem Schabbat im August 1929, dem Krawalle vorausgegangen waren, „spielten sich Gräueltaten ab, wie Palästina sie bislang nicht gesehen hatte“, schreibt Kessler. An einem einzigen Tag wurden 67 Menschen getötet und mehr als fünfzig verwundet. Inmitten der Grausamkeit habe es aber auch „Fälle von Heldenmut“ gegeben: „Insgesamt öffneten zwei Dutzend Araber ihre Häuser und retteten so mindestens 250 Juden.“

Ben-Gurion hatte den Juden im Land stets „Havlagah“, Zurückhaltung, verordnet. Wenn sich die Juden besonnen zeigten, würden die Briten sie eines Tages zur Selbstverteidigung ermächtigen. Die Rechnung ging auf. Radikalen Anhängern von Zeev Jabotinskys revisionistischem Zionismus genügte das nicht, sie griffen nun selbst zum Mittel des Terrors und ließen Bomben, etwa auf dem Gemüsemarkt von Haifa, explodieren. Eine 65 Pfund schwere Landmine tötete mindestens 53 Araber und verwundete beinahe ebenso viele.

Ben-Gurion analysierte den Aufstand kühl. Im Zentrum der Revolte stehe die Frage der Einwanderung. Er äußerte daher Verständnis: „Es ist unvorstellbar,

dass sich ein Volk dazu entschließen würde, eine Minderheit zu werden.“ Das hebräische Wort „am“ für Volk hatte er dabei laut Kessler mit Bedacht genutzt.

Im Geiste der „Balfour-Deklaration“ von 1917, die den Juden eine „nationale Heimstatt“ versprochen hatte, hieß das britische Mandatsgebiet offiziell „Palästina/Eretz Israel“: auf Stempeln und Briefmarken waren hinter „Filastin“ die hebräischen Buchstaben Alef und Jud zu lesen, für „Eretz Israel“. Bereits das empfanden die meisten Araber als Verrat. Sie beriefen sich auf einen Briefwechsel zwischen dem britischen Hochkommissar für Ägypten, Henry McMahon, und Hussein, dem Scherif der haschemitischen Dynastie zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Die Krone werde die arabische Unabhängigkeit anerkennen, mit Ausnahme von Teilen Syriens westlich der Distrikte Damaskus, Homs, Hama und Aleppo, die nicht ausschließlich von Arabern bewohnt würden, hieß es darin. Die Briten behaupteten, damit sei auch Palästina gemeint gewesen.

„Der Aufstand sei „für Israelis und Palästinenser bis heute nicht vorbei“

Der Aufstand von 1936 schreckte sie auf, die Peel-Kommission wurde einberufen. Zwar hatten die Briten die Quote für jüdische Einwanderer schon drastisch gesenkt, was die Zionisten erbot, doch einmal mehr boykottierte der Großmufti den Versuch, eine Lösung zu finden. Die Peel-Kommission schlug erstmals einen Teilungsplan für das Land vor. Ihn hießen Emir Abdullah von Transjordanien und einige Palästinenser gut – bis der Großmufti sie als Verräter brandmarkte.

Al-Husseini hatte 1933 Kontakt mit den deutschen Machthabern aufgenommen. 1941 floh er nach Berlin, wo er von Hitler empfangen wurde und Heinrich Himmler kennenlernte. Über den Sender Zeesen verbreitete al-Husseini eine Mischung aus NS-Rassenantisemitismus, arabischem Nationalismus und islamistischer Propaganda in der arabischen und muslimischen Welt.

Kessler widmet sich der Ideologie al-Husseinis nur am Rand, macht aber mittels eines Zitats des libanesischen Gelehrten Gilbert Achcar deutlich, dass al-Husseini auch nach dem Krieg eine unheilvolle Rolle spielte: „Durch die zahlreichen Niederlagen unter Hussein verhängnisvoller Führung hätten die Palästinenser nach 1945 die Katastrophe der Nakba nur verhindern können, wenn sie den politischen Einfluss dieser unrühmlichen Persönlichkeit ein für alle Mal gebrochen hätten. Dieser Weg wurde nicht eingeschlagen.“ Nach dem Krieg besorgte al-Husseini Nazis neue Jobs in arabischen Regimen, brachte eine neue arabische Übersetzung von Hitlers „Mein Kampf“ auf den Weg und ließ sich als Vorkämpfer der Dekolonisierung feiern.



Oren Kessler: „Palästina 1936. Der Große Aufstand und die Wurzeln des Nahostkonflikts“. Übersetzt aus dem Englischen von Norbert Juraschitz. Hanser, Berlin 2025, 384 Seiten, 28 Euro

EDITION • LE MONDE *diplomatique*

Indien
Modi und die Farbe der Macht

Jetzt bestellen
Erscheint am
1. April 2025

Vorstellung
am 29. März auf
der Leipziger
Buchmesse

10:15 Uhr in Halle 5,
Stand G500 statt
taz.de/buchmesse

Indien. Modi und die Farbe der Macht

Mit seiner autoritären Politik gefährdet Premierminister Narendra Modi den Zusammenhalt der indischen Gesellschaft, die ohnehin von großen regionalen, kulturellen und sozialen Unterschieden geprägt ist.

Mit Beiträgen von Mithu Sanyal, Vaiju Naravane, Urvashi Butalia und vielen anderen sowie acht Seiten Infografik von Adolf Buitenhuis.



11 Euro, zzgl. Auslandsversand
96 Seiten, broschiert
shop@taz.de
monde-diplomatique.de/edition37

Schäbige Visionäre

Den Planeten zerstören und dann nichts wie weg: Der frühere Cyberpunk Douglas Rushkoff gibt Einblicke ins Mindset von Tech-Oligarchen

Von Tobias Obermeier

Im Cartoon-Universum der „Looney Tunes“ gibt es die grandiosen Geschichten von Wile E. Coyote und Roadrunner. In den kurzen TV-Episoden versucht der hinterhältige Kojote immer wieder, den Roadrunner mit seinen ausgeklügelten Fallen zu fangen. Doch der flinke Vogel schnappt sich jedes Mal den Köder, ohne dass die Falle zuschnappt und rast mit einem unkümmerten „meep-meep“ davon. Mit jedem Scheitern baut Coyote eine noch größere und komplexere Falle, die jedoch nie funktioniert. Seine Vorrichtungen gehen ein aufs andere Mal nach hinten los und er muss sich einer noch größeren Niederlage hingeben.

Für den Medientheoretiker Douglas Rushkoff ist Coyote ein Sinnbild für die Tech-Milliardäre und ihre Hybris: „Egal wie schlau sie sind, wie überlegen sie ihrer Beute sein mögen, wie technologisch fortschrittlich und finanzstark sie sind und wie gut sie sich auch abschotten mögen: Sie betrügen sich selbst, wenn sie glauben, sie seien in Sicherheit. Niemand kann sich den Auswirkungen der eigenen Handlungen auf Dauer entziehen. Am Ende gehen wir alle gemeinsam in die Falle, die wir selbst gebaut haben.“

Das schreibt Rushkoff in seinem vor zwei Jahren erschienenen Buch „Survival of the Richest. Warum wir vor den Tech-Milliardären noch nicht einmal auf dem Mars sicher sind“, das nun auf Deutsch vorliegt. Das Buch könnte kaum aktueller sein, bedenkt man die gegenwärtige Demontage der amerikanischen Demokratie, der die Tech-Oligarchen willfährig bewohnen. Rushkoffs Ausführungen durchleuchten ihren ideologischen Kern und liefern ein tieferes Verständnis für deren Größenwahn, der in seinem Heilsversprechen nur weiter in den ökologischen und gesellschaftlichen Abgrund führt.

Ausgangspunkt seines Buches war eine Einladung in ein exklusives Wüstenressort. Entgegen seiner Annahme, dort über Zukunftstechnologien zu referieren, befragten ihn die Milliardäre zu Spezifika von Luxusbunkern, wie sie im Falle einer Katastrophe die Kontrolle über ihr Sicherheitspersonal behalten können und ob Alaska oder Neuseeland am wenigsten unter dem Klimawandel leiden würde. Die Gruppe von Männern, der er dort gegenüber saß, sind ihm zufolge in einer Denkweise gefangen, in der „gewinnen bedeutet, genug Geld zu verdie-

nen, um sich von dem Schaden abzuschotten, den sie verursachen, indem sie auf diese Art und Weise Geld verdienen. Es ist als wollten sie ein Auto bauen, das schnell genug fährt, um seinen eigenen Abgasen zu entkommen.“

Diese Geisteshaltung, in der deutschen Übersetzung wird sie wie im Englischen als „Mindset“ bezeichnet, beschreibt ein stetiges Vorwärtstreben, das selbst angesichts der hereinbrechenden Katastrophe der Agenda

auf die nächste Abstraktionsebene gelangen, wie Rushkoff schreibt: „Stößt das Wachstum auf einer Ebene an seine Grenzen, so können einige wenige Glückliche den Sprung auf die nächste Abstraktionsebene wagen.“

Rushkoff wird an diesem Punkt jedoch widersprüchlich. Denn für den Fall, dass der von ihnen auf der Erde hinterlassene Schaden zu groß wird, ergehen sich die Tech-Oligarchen keineswegs abstrakten Hirngespinnsten. Elon Musk träumt von der Flucht



Private Fluchtfantasien: zum Mars, auf die Insel oder in die Cloud Foto: SpaceX/imagof

aus Extraktion, Wachstum und Beherrschung folgt. Man könnte einwenden, dass es sich dabei schlicht um das Grundbestreben kapitalistischen Wirtschaftens handelt. Der entscheidende Punkt liegt jedoch in dem, was Rushkoff als „Meta gehen“ bezeichnet. Damit sind Abstraktionsprünge gemeint, die im Zeitalter der digitalen Technologien ungeahnte Höhen erreichen. Mark Zuckerbergs Meta ist nicht mehr nur eine Social-Media-Plattform, sein Unternehmen möchte mit Virtual und Augmented Reality vielmehr ein ganzes „Metaverse“ schaffen. Kryptowährungen ermöglichen Transaktionen ohne Banken und Gebühren. Und nicht mehr Menschen handeln mit Wertpapieren, sondern Algorithmen, die die Daten der Handelsplattformen im Hochfrequenztrading verarbeiten.

So geht es längst nicht mehr um Konkurrenz. Für Peter Thiel, Gründer von Paypal, ist Wettbewerb gar etwas für Verlierer. Die sich als gottgleich gerierenden Tech-Bros wollen durch ihre technologischen Innovationen selbst

auf den Mars, während Peter Thiel sich auf seine schwimmenden Städte retten und KI-Entwickler Ray Kurzweil sein Bewusstsein in die Cloud hochladen will.

Als einstiger Cyberpunk-Aktivist in den Anfangstagen des Internets und Advokat eines digitalen Humanismus richtet Rushkoff den Blick in seinen pointierten und fundierten Überlegungen ebenso auf die Ursprünge des Silicon Valley wie auf einen aus der Aufklärung resultierenden „materialistischen Szientismus“ dessen blinde Technikgläubigkeit dem „Mindset“ genauso zugute komme wie der Einfluss der Alt-Right-Bewegung. Peter Thiels Aussage, Freiheit sei mit Demokratie nicht vereinbar, verträgt sich blendend mit den Umsturzphantasien, die im Weißen Haus gerade unter reger Beteiligung eines Elon Musk zur Realität werden.

Der einzige Lichtblick in diesem Irrsinn ist die Gewissheit, dass Musk und seinesgleichen gerade rege daran arbeiten, bald nicht mehr als große Visionäre gefeiert zu werden.



Tim Henning, Nikola Kompa, Christian Nimitz: „Die dunkle Seite der Sprache. Wie Worte ausgrenzen und manipulieren“. C. H. Beck, München 2025, 224 Seiten, 28 Euro

Die Metapher ist ein Arschloch

Die Philosoph:innen Tim Henning, Nikola Kompa und Christian Nimitz leuchten Abgründe der Alltagskommunikation aus

Von Nina Apin

Schwarze haben so ein tolles Rhythmusgefühl. Die nächste Flüchtlingswelle droht. They're eating the dogs. Sprache kann eine Zumutung sein. Oder ein mächtiges Werkzeug. Sie kann aufklären oder verschleiern, ermächtigen oder ausgrenzen, diffamieren, aufhetzen. Der „Doppelgesichtigkeit“ von Sprache widmen sich die Philosoph:innen Tim Henning, Nikola Kompa und Christian Nimitz. Mit dem feinen Besteck der analytischen Philosophie untersuchen sie einzelne sprachliche Phänomene. Mit dem aufklärerischen Ziel, moralisch und politisch wirksame Manipulationen der Alltagskommunikation zu entlarven.

Der Metapher etwa, die es braucht, um Abstraktes oder Unvertrautes greifbar zu machen, unterstellen sie politische Manipulationskraft; sie erzeuge durch Gefühle Komplizenschaft: Eine Infektions- oder Flüchtlingswelle etwa beschwört ein Ausgeliefertsein, das zur affektiven Abwehr einlädt. Es geht aber auch weniger offensichtlich: Bezeichnet jemand seine Nachbarin als „Kröte in Stöckelschuhen“, so kann der Sprecher die Absicht der Beleidigung leicht bestreiten („Nur ein Scherz“) – wohingegen an der Nachbarin das ungewollte Bild haften bleibt.



Douglas Rushkoff: „Survival of the Richest. Warum wir vor den Tech-Milliardären noch nicht einmal auf dem Mars sicher sind“. Aus dem Englischen von Stephan Gebauer. Suhrkamp, Berlin 2025, 281 Seiten, 22 Euro

Henning, Kompa und Nimitz bleiben nicht bei der Beschreibung manipulativer Kommunikationsstrategien stehen. Sie schlagen auch Lösungen vor: alternative Metaphern suchen (Familien statt Volkskörper) oder bestehende positiv umdeuten (von einer Welle kann man sich auch emporheben lassen).

Analog behandeln die Autor:innen auch weitere Sprachphänomene. Generische Aussagen wie das eingangs erwähnte „tolle Rhythmusgefühl von Schwarzen“ zerlegen sie linguistisch, um moralische Untiefen offenzulegen. Etwa, dass dramatische Aussagen über bestimmte Gruppen („Tiger greifen Menschen an“) ein veritabler „Freifahrtschein“

sind, da bereits die Formulierung die Bereitschaft von Menschen erhöht, den zugrunde liegenden Unterstellungen („Tiger sind gefährlich für Menschen“) zu glauben und zur Essenzialisierung einlädt. Also zur Annahme, dass Tiger gefährlich sind, eben weil sie Tiger sind. Henning, Kompa und Nimitz sensibilisieren für Begriffe, die wahre Essenzialisierungsschleudern sind, wie Blondine oder Karottensesser, und plädieren dafür, Nominalisierungen zu vermeiden.

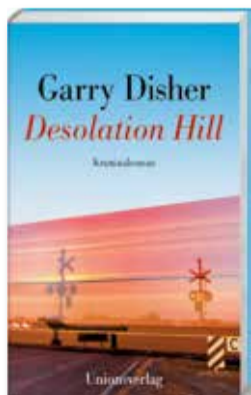
Mitunter kommt ihre Sprachanalyse etwas spröde daher. Gut verständlich ist das Kapitel über Herabsetzungsdrücke, in denen aus Beleidigungen wie „Tintenpisser“, „Drecksbulle“ oder „Polacke“ die beleidigenden Zusatzkomponenten herausgeschält und unausgesprochen mitschwingende Zusatzbedeutungen kenntlich gemacht werden. Dafür, warum das Englische eine größere Varianz genuiner Herabsetzungsdrücke bietet als das Deutsche, liefern sie eine erfrischend einfache Erklärung: „Immerhin kann man im Deutschen bei Bedarf stets ein ‚Scheiß‘-Kompositum verwenden.“

Anhand der seit den 1960ern populären Sprechakttheorie illustrieren die Autor:innen schließlich, warum Sprechen Handeln ist und inwiefern „soziokulturelle Drehbücher“ Menschen davon abhalten, im Diskurs mitzuspielen. „Wer sprachlich marginalisiert wird, ist auch sozial marginalisiert“, stellen die Autor:innen fest. Dieser „hermeneutischen Hilflosigkeit“ lässt sich freilich begegnen, ebenfalls durch Sprache, die uns hilft, die Welt zu sortieren; etwa wenn eine von Traurigkeit geplagte junge Mutter für sich die Diagnose „Kindbettdepression“ entdeckt; gleichzeitig kann ihr die Diagnose sprachlich durch das Etikett „Sie ist schlecht drauf“ ab erkannt werden.

„Die dunkle Seite der Sprache“ lädt so nicht nur zur Tiefenanalyse des uns umgebenden sprachlichen Irrsinns ein, sondern liefert auch Strategien zu dessen Bewältigung.

Anzeige

Unionsverlag



Garry Disher
»Wortmächtig beweist sich Disher als der Meister des Outback Noir.«
Canberra Weekly



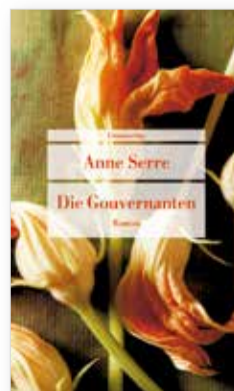
Claudia Piñeiro
»Ein feministischer Spannungsroman für turbulente Zeiten.«
El País



María Ospina Pizano
»Seite um Seite außergewöhnliche Literatur.«
El Diario



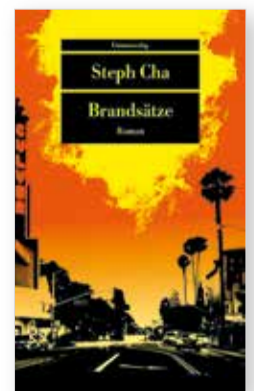
Alice Renard
»Ein Roman von wilder Poesie und stupender Meisterschaft.«
France Inter



Anne Serre
»Ein herrlich schräger, ungezählter, erotischer Roman.«
Gabriele von Arnim, WDR



Carl Nixon
»Einer der besten Romane Neuseelands, mutig, kühn und unerschrocken.«
Witi Ihimaera



Steph Cha
»Mord, Reue und Vergebung inmitten des hitzigen Los Angeles.«
Viet Thanh Nguyen



Die „Big Raushole“

Vom Antifaschismus zum Antiimperialismus – eine Nachkriegsjugend in Westdeutschland. Silke Maier-Witt schreibt über ihren Weg in den linken Terrorismus. Nach der RAF tauchte sie mit Hilfe des MfS in der DDR unter

Von **Andreas Fanizadeh**

Wir haben nach 43 Tagen Hanns Martin Schleyers klägliche und korrupte Existenz beendet. Herr Schmidt, der in seinem Machtkalkül von Anfang an mit Schleyers Tod speulierte, kann ihn in der Rue Charles Péguy in Mülhausen in einem grünen Audi 100 mit Bad Homburger Kennzeichen abholen. Für unseren Schmerz und unsere Wut über die Massaker in Mogadischu und Stammheim ist sein Tod bedeutungslos.“ Diese Sätze gehören zu einer Erklärung der Rote Armee Fraktion (RAF), die Silke Maier-Witt am 19. Oktober 1977 der Pariser Tageszeitung *Libération* telefonisch übermittelte. Als Logistikerin war Maier-Witt 1977 an Entführung und Ermordung des westdeutschen Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer beteiligt. Sie löste eine der schwersten Krisen der Bundesrepublik aus.

Erst im April 1977 hatte sich die damals 27-Jährige der linksextremen RAF angeschlossen. Wie es dazu kam, schildert sie in ihrem gemeinsam mit dem Journalisten André Groenewoud verfassten Erinnerungsbuch „Ich dachte, bis dahin bin ich tot“. Aus zeitlicher Distanz rekonstruiert Maier-Witt ihre Radikalisierung. Sie erzählt von ihrem Leben vor, während und nach der Guerilla. Dabei vermeidet sie es, Taten und frühere Einstellung zu beschönigen. Auch wenn sie, wie sie rückblickend sagt, Zweifel hatte, die sie in ihrer radikalen Phase jedoch unterdrückte. Die Verantwortung für begangene Verbrechen räumt sie ein.

Anekdotisch erzählt sie auch von Kuriosum aus dem Untergrund: Sie erinnert sich, wie Stefan Wisniewski beim Tanzen in einer Pariser Disko der Revolver aus der Hose fiel. Oder man wegen Peter-Jürgen Boock's Drogensucht absurde Risiken eingehen musste. Subjektive Perspektiven sind im RAF-Kontext eher ungewöhnlich. Die aktuellen Briefe des flüchtigen Burkhard Garweg, von *taz* und *nd* dokumentiert, bedienen sich nach wie vor eines objektivierenden und floskelhaften Jargons. Ähnliches ist auch von Daniela Klette in ihrem Prozess zu erwarten.

Maier-Witt, geboren 1950, will in ihrem Buch als Individuum sprechen. Im November 2017 bat sie Jörg Schleyer, den jüngsten Sohn



Bei der Entführung Schleyers 1977 in Köln, tötete die RAF seine vier Begleiter
Foto: Sven Simon/imago

von Hanns Martin Schleyer, in einem Brief um Verzeihung. Die beiden trafen sich auch zu einem Gespräch.

Als Maier-Witt 1991 in der Bundesrepublik rechtskräftig verurteilt wurde, zählte sie schon lange nicht mehr zur RAF. Von 1980 bis 1990 lebte sie mit Legende in der DDR. Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) half ihr und anderen RAF-Aussteigern dabei. 1990 wurde sie enttarnt und verhaftet. Nach der Verbüßung ihrer Strafe schloss sie ein Studium der Psychologie ab. Danach arbeitete sie als Peacekeeperin im Kosovo, heute lebt sie in Nordmazedonien.

Mit dem (kleinbürgerlichen) Leben in der DDR haderte Maier-Witt nach ihren Schilderungen immer wieder. Und dennoch war die sozialistische DDR für sie die Möglichkeit, dem Aktionismus, der autoritären Gruppendynamik und mörderischen Logik der RAF zu entfliehen, ohne sich den westdeutschen Behörden stellen zu müssen. In den

DDR-Alltag suchte sie sich – unter Aufsicht der Stasi – mit Eifer zu integrieren. Doch anders etwa als Inge Viett in ihrer Autobiografie vermeidet sie eine glorifizierende Überhöhung von sich oder der DDR.

Maier-Witt gehörte ab April 1977 zur so genannten zweiten Generation der RAF. Deren Hauptziel war die „Big Raushole“, die Befreiung der RAF-Gründergeneration. Fast sämtliche bekannten Mitglieder der RAF um Andreas Baader und Gudrun Ensslin befanden sich nach der „Mai-Offensive“ 1972 – den schweren Anschlägen auf Justiz, Polizei, US-Militär und Springer-Verlagshaus – im Gefängnis. 1971 hatte die Gruppe ihr Strategiepapier „Das Konzept Stadtguerilla“ veröffentlicht und mit einem Mao-Zitat eingeleitet: „Zwischen uns und den Feind einen klaren Trennungsstrich ziehen!“ Die RAF-Gefangenen versuchten durch Hungerstreiks die Lage weiter zu eskalieren. Ihre Anwälte brachten heimlich Anweisungen nach draußen. Folter, Vernich-

ungshaft, Faschismus – man drang auf heftige Taten.

Maier-Witt war in Hamburg ab 1974 im „Komitee gegen Folter“ aktiv. Sie studierte Medizin, lebte in feministischen Wohngemeinschaften, experimentierte mit Drogen, war an Hausbesetzungen beteiligt. Die gesellschaftliche Stimmung war stark polarisiert.

„Mit sechzehn geriet ich zum ersten Mal mit meinem Vater aneinander“, schreibt Silke Maier-Witt in der Rückschau auf ihre Zeit als Teenagerin Mitte der 1960er in Hamburg.

Anders etwa als Inge Viett vermeidet sie die Glorifizierung von sich oder der DDR

„Dieser Konfrontation habe ich im Nachhinein große Bedeutung beigemessen.“ Vater und Tochter stritten darüber, warum über die Zeit vor 1945 nicht gesprochen wurde. Später im Gefängnis erfuhr sie, dass ihr Vater im Dritten Reich bei der SS gewesen war. Ebenso wie das RAF-Opfer Schleyer. Die Auseinandersetzung, die Maier-Witt mit ihrem Elternhaus führte – die Mutter früh verstorben, der Vater erneut verheiratet – war neben Tabus von einer weit verbreiteten Lieb- und Verständnislosigkeit gegenüber Kindern und Jugendlichen geprägt. Den Vater beschreibt sie als emotional abwesenden Mann, der nach 1945 Anerkennung vor allem im beruflichen Erfolg und außer Haus suchte.

Die Revolte von 1967/68 erfasste nach einem US-Aufenthalt auch seine Tochter. „In der Schule bekam ich eine neue, junge Geschichtslehrerin“, schreibt Maier-Witt. „Zum ersten Mal hörte und las ich Fakten und Zahlen über die Gräueltaten der Deutschen während des Nationalsozialismus. Sechs Millionen systematisch ermordete Juden, Hunderttausende ermordete Sinti und Roma, Millionen auf grausame

Art umgebrachte Zivilisten in Russland.“ Der Respekt vor Eltern und Staat war dahin. Man lebte in einer Demokratie, darin verborgen aber viele frühere Nazis.

Für Mädchen und Frauen war der Alltag besonders repressiv. Maier-Witt erinnert sich an ein Ereignis: „Eines Abends, ich war bestimmt schon achtzehn Jahre alt, stand ein junger Mann vor der Tür mit einer Rose in der Hand. Er wollte mich abholen. Mein Vater verpasste ihm eine Ohrfeige.“ Volljährig war man erst mit 21. Später wird sie, da schon Teil des Untergrunds, in Hamburg auf offener Straße überfallen und vergewaltigt. Der Täter wird geschnappt, doch sie erstattet keine Anzeige, will keine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Maier-Witts biografische Erzählungen markieren keinen logischen Weg in den Untergrund. Doch Postfaschismus, Paternalismus, Notstandsgesetze, Vietnamkrieg und Kalter Krieg bilden die Kulisse für die Radikalisierung um 1967/68.

Silke Maier-Witt berichtet auch über ihre militärische Ausbildung bei der palästinensischen PFLP. Andere waren in Jordanien, sie im Süd-jemen. Warum sich so viele Linksextremisten in Palästinenser (wortwörtlich) verliebten, kann sie nicht erklären. Aber immerhin spricht sie davon und rückblickend auch von dem PFLP-Kommando, das zur Unterstützung der Schleyer-Entführung eine Lufthansa-Maschine, die „Landshut“, entführte. Es ermordete den Flugkapitän und selektierte die jüdischen von den übrigen Passagieren. Völkischer Antiimperialismus, Hass auf Israel, USA und kapitalistische Demokratie überlagerten bei der RAF den humanistischen Antifaschismus.

Mit dem Desaster von 1977, dem Suizid der in Stammheim einsitzenden RAF-Führung, verlor Maier-Witt die Überzeugung, „Wir töteten nicht mehr, um politisch etwas zu bewegen, sondern um RAF zu bleiben“, schreibt sie. Zwei Jahre später steigt sie aus. „Am 8. April 1977 habe ich meine Waffe erhalten, am 21. November 1979 habe ich sie abgegeben.“



Silke Maier-Witt (Co-Autor: André Groenewoud): „Ich dachte, bis dahin bin ich tot“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2025. 384 Seiten, 26 Euro

Anzeige

Geb., 208 S., € 19 | 978-3-86854-400-8

Es geht auch anders.

Die Unzufriedenheit in unserer Gesellschaft wächst. Doch nur wenige ziehen Konsequenzen aus dem, was sie als falsch erkannt haben. Ferdinand Sutterlüty hat mit einigen von ihnen gesprochen.

Hamburger Edition



Aus dem neuen Vorzeigestadtteil Seestadt in Wien (Auszug aus „Eine Stadt – Begegnungen“) Illustration: Linda Wolfsgruber

Städtebau, Reiterferien und ein kleiner Horror

Neuerscheinungen im Bereich Kinder- und Jugendbuch von Linda Wolfsgruber, Anke Kuhl und Tobias Wagner erzählen spannend von Momenten des Umbruchs

Von Eva-Christina Meier



Linda Wolfsgruber: „Eine Stadt – Begegnungen“. Kunststifter Verlag für Illustration, Ab 6 Jahre. Mannheim 2025, 44 Seiten, 25,70 Euro

In Österreichs Hauptstadt Wien ist eher für sein historisches Zentrum, für Hofburg oder Prater bekannt. In 25 Minuten gelangt man von dort mit der U-Bahn Richtung Osten nach „Seestadt“, der Endhaltestelle der Linie 2. Schon sieht Wien ganz anders aus. Viele der hohen Gebäude wurden gerade erst fertiggestellt, die Plätze frisch angelegt. An zahlreichen Stellen wird auch 2025 noch gebaut. Ein großer Badeseebereich befindet sich bereits in der Mitte des neuen Vorzeige-Stadtteils. Bald sollen hier 25.000 Menschen leben.

In dem Bilderbuch „Eine Stadt – Begegnungen“ hat Linda Wolfsgruber das gigantische Stadtentwicklungsprojekt und seine Bewohner auf besondere Weise festgehalten. 2019 begann die österreichische Künstlerin und Illustratorin den noch unwirtlichen Zukunftsort regelmäßig zu besuchen und dort zu fotografieren. Danach entstanden auf Leinwand im Atelier detailreiche, farblich eindrückliche Acrylgemälde, die von Momenten des Übergangs erzählen. Diese Alltagsszenen zeigen weitläufige Plätze und urbane Räume mit nur wenigen Menschen. Kaum ein Auto ist darauf zu sehen. Die Zeit scheint hier still zu stehen.

Den großformatigen Illustrationen hat Wolfsgruber kurze Texte gegenübergestellt. Die handeln von den BewohnerInnen und BesucherInnen der „Seestadt“, von ihrem Leben, ihren Vorlieben und Hoffnungen. Gertrude sammelt im Hochsommer Wildkräuter zwischen den Neubauten. Lukas und seine jüngere Schwester Andrea lieben das Radfahren und Radschlagen auf den breiten Wegen. Enhamullah flüchtete als Jugendlicher unbegleitet nach Österreich und lebt nun in einer betreuten Wohngemeinschaft. Er träumt davon, Fahrer eines Gabelstaplers zu werden. Luisa ist Luftakrobatin und übt mit einem Freund in der Dämmerung Kunststücke in den Häuserfluchten.

Oftmals sind die Figuren nur in der Ferne oder von hinten auf den Abbildungen zu erkennen. Vor der urbanen Landschaft und Architektur wirken sie fast verloren klein. Doch die veränderten Proportionen in der Darstellung schaffen viel Raum für eigene Bildbeobachtungen, Assoziationen und Überlegungen. Wie wollen wir (miteinander)

leben? Wo wollen wir wohnen? Unaufdringlich regt Linda Wolfsgrubers Bilderzählung zum Nachdenken über das Morgen an, während auch die Zukunft der Wiener „Seestadt“ offen bleibt.

Eine Neuerscheinung der Frankfurter Illustratorin Anke Kuhl wirft hingegen einen heiter-nachdenklichen Blick zurück auf das Jahr 1983. „Pferde, Tränen, Lachanfälle. Unsere Woche im Ostertal“ schildert rückblickend eine Episode aus der Kindheit der 1970 geborenen Autorin. Das Comic erzählt von ihrem Aufenthalt auf einem Bauernhof im Odenwald. Zum ersten Mal dürfen Anke, ihre ältere Schwester Eva und zwei Freundinnen in dem Landgasthof im Ostertal ein paar Tage allein verbringen. Gleich nach der Ankunft und einer raschen Begrüßung der Pferde erhalten die Mädchen von Frau Kurz, der Wirtin, ihre Zimmerschlüssel. Die Mutter ist mit ihrem weißen Polo zurück in die Stadt gefahren.

„Ferien auf dem Reiterhof“ und „Pferdefreundschaft“, die Stichworte lassen einige Klischees vermuten, doch Anke Kuhl spielt gekonnt mit solchen Stereotypen der Kinderliteratur, um ihnen mit kräftigem Strich zeichnerisch sogleich etwas entgegenzusetzen. Ihre Protagonistinnen sind nicht cool, aber neugierig, empathisch und frech. In Gummistiefeln erkunden sie das neue Terrain und entdecken dort schon bald den Schweinestall für sich. Doch die Tage auf dem Bauernhof halten für die Mädchen neben freiem Galopp übers Feld auch einige schockierende Erfahrungen bereit. Intensiv erleben sie gemeinsam diese besondere Zeit und teilen heimliche Ängste sowie unbändige Freude miteinander.

Mit dem autobiografischen Comic knüpft die Zeichnerin an den 2020 erschienenen Band „Manno! Alles genau so in echt passiert“ an. Der berichtet aus ihrer Kinderperspektive mit hintergründigem Witz von den kleinen und großen Ereignissen im westdeutschen Familienalltag am Ende der 1970er-Jahre.

Die Erwachsenen im Ostertal, das sind für die junge Anke und ihre Freundinnen die Wirtin Kurz und der stoische Herr Altenmüller, die ihnen in charmantem Odenwald-Sprech wohlwollend und gelassen begegnen. „Auf geht’s!“ ruft der Bauer den Mädchen nach dem Sateln der Fjordpferde zu. „Isch reit

vornweg. Die Zügel schön logger lasse.“

Mit dem Peter-Härtling-Preis wird seit 1984 alle zwei Jahre ein unveröffentlichtes Kinder- und Jugendbuch ausgezeichnet. Das preisgekrönte Manuskript erscheint anschließend im Verlagsprogramm von Beltz & Gelberg. Aus 150 anonymen Einsendungen entschieden sich die Jurymitglieder diesjährig für den Jugendroman „Death in Brachstedt“ von Tobias Wagner. In ihrer Begründung lobensie die unkonventionelle, emotional packende Geschichte, die der Hallenser Autor mit vielen absurden Höhepunkten entwickelt. Sein Debüt erzähle auf leichte Weise von einem schweren Schicksal.

Leo, der Erzähler in „Death in Brachstedt“, ist fünfzehn Jahre alt und eher ein introvertierter Typ. Seit dem frühen Tod seiner Mutter kümmert sich Vater Wolfgang allein um den Sohn. In der Vergangenheit kamen sie immer gut miteinander klar, bis zuletzt das Verhalten des Vaters immer seltsamer wurde, überall in der Wohnung Bananen liegen und er zunehmend die Orientierung verlor. Mit der Diagnose Multi-Infarkt-Demenz, einer Art Alzheimer, wurde der Lehrer krankgeschrieben. Nun ist Wolfgang eines Sonntags verschwunden und Leo muss Verantwortung über-

nehmen – für den Vater und sein eigenes Leben.

Vor dem Hintergrund dieser Krise entwirft Tobias Wagner das Coming of Age als ungewöhnliche Freundschaftsgeschichte zwischen zwei sehr gegensätzlichen Charakteren. Als Henri Sajevic in der Schule Leos neuer Banknach-

komme, scheint es ihm zunächst völlig abwegig, dass dieser exzentrische Typ sein bester Freund werden könnte. Einfühlsam beschreibt der 1978 geborene Autor das energetische Spannungsverhältnis zwischen Leo und Henri. Der eine zögerlich bremsend, doch absolut loyal – der andere unabhängig, ständig in Action, aber emotional aufmerksam. Auch

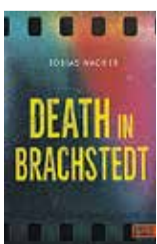
ihre Lebensverhältnisse könnten kaum unterschiedlicher sein. Henris wohlhabende französisch-bosnische Familie bewohnt mit Hausmädchen Dana ein großes Haus in bester Lage. Sein Vater, der in den 1990er-Jahren als Bürgerkriegsflüchtling in den Westen kam, war als Jurist zeitweise für den internationalen Strafgerichtshof tätig. Irgendwann am Abend gibt Leos Tante Lisa fürs Erste Entwarnung. Der Vater ist bei ihr plötzlich aufgetaucht. Sie will sich die kommenden Tage um ihn kümmern. Leo hat also sturmfreie Bude, es sind Ferien und Henri zieht vorübergehend bei ihm ein. „Ich nehme die Kamera mit“, sagt der filmbegeisterte Freund, „vielleicht drehen wir was.“ Und genauso kommt es, denn Henri macht Druck. „Death in Brachstedt“ wird der Horror-Film heißen, den sie in den Zimmern des abgewirtschafteten Hotels von Henris bosnischem Onkel Falco drehen dürfen.

Mit diesem parallelen Erzählstrang öffnet der Roman risikofreudig eine zweite Ebene, die auch Raum schafft für absurde Szenen mit entlaufenen roten Katzen oder geheimnisvollen Bahnhofsschließfächern. Wie im Schnelldurchlauf machen die intensiven Erfahrungen Leo stark für eine riesige Herausforderung, die ihn schon bald erwartet.

Vor dem Hintergrund der Krise entwirft Tobias Wagner das Coming of Age als ungewöhnliche Freundschaftsgeschichte



Anke Kuhl: „Pferde, Tränen, Lachanfälle. Unsere Woche im Ostertal“. Klett Kinderbuch, Leipzig 2025, 104 Seiten, 16 Euro



Tobias Wagner: „Death in Brachstedt“. Ab 14 Jahre Verlag Beltz & Gelberg, Weinheim 2025, 208 Seiten, 14 Euro

Anzeige

Schau genau hin!
Das außergewöhnliche Handbuch der Beobachtologie

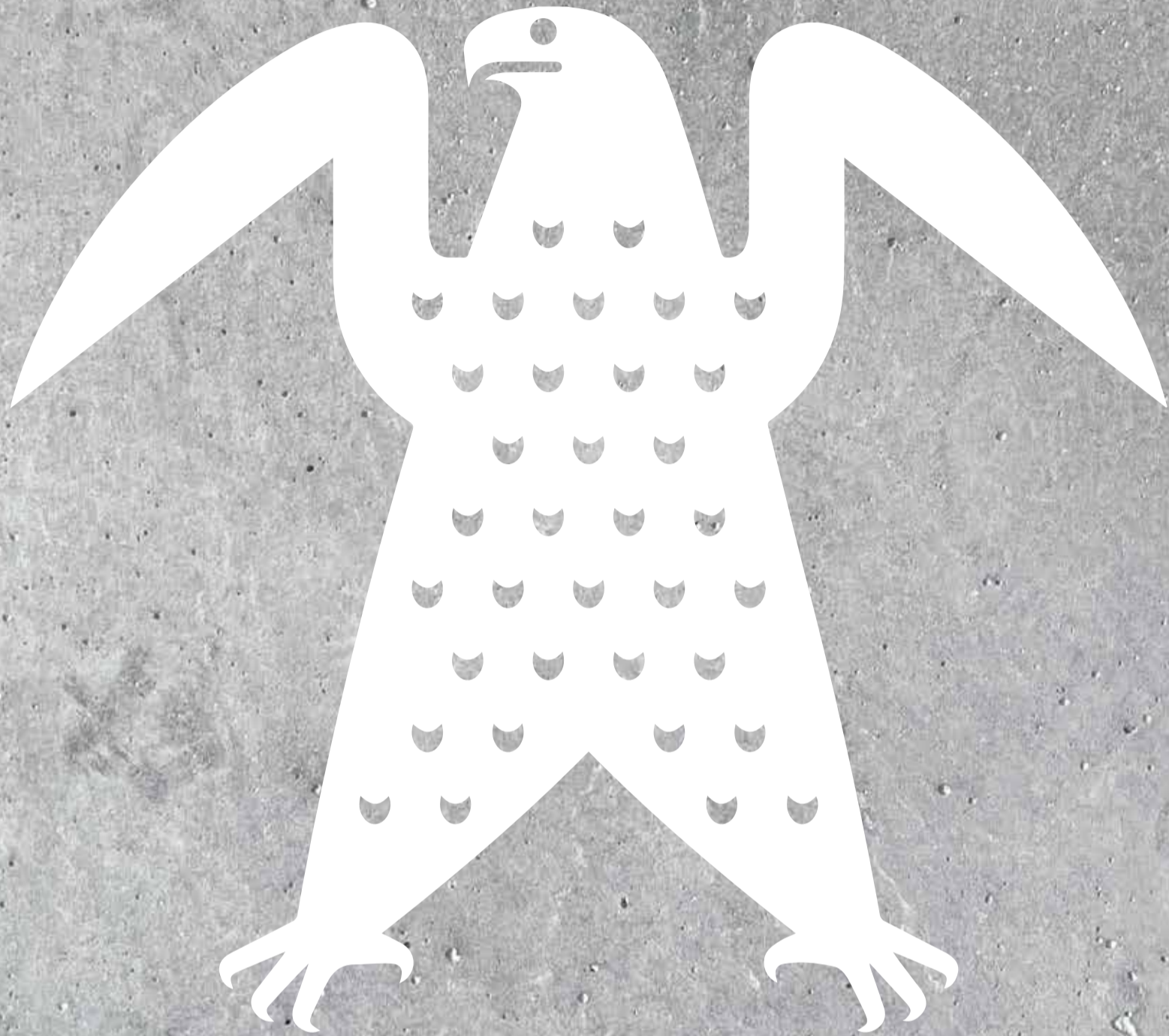
Je kleiner, desto faszinierender:
Diese Einführung in die Beobachtologie ist viel mehr als nur ein Naturführer!

Wenn du ein Blatt mit einem Loch oder einen Ast voller Moos und Flechten entdeckst – schau genau hin! Ein Sachbuch für Kinder im Comicstil, das quicklebendig das Bewusstsein für Kleinstlebewesen in der direkten Umgebung weckt.

128 Seiten, € 22,- [D]/ 22,70 [A], ab 8
ISBN 978 3 89565 470 1

Moritz

bundes **talk** 



bundestalk

Schulden ohne Ende?

Der Bundestag hat den Weg für ein riesiges Finanzpaket für Verteidigung und Infrastruktur frei gemacht. Was passiert mit dem vielen Geld? Darüber diskutiert **Sabine am Orde** mit **Ulrike Winkelmann, Anja Krüger** und **Stefan Reinecke**.

Jetzt hören!

Für alle Fälle fahrradversichert!

Mal wieder übersehen worden?
Der VCD Fahrradrechtsschutz hilft
Ihnen, Ihr Recht durchzusetzen.



Bin ich auf der
längeren Fahrradreise
auch versichert?



Klar! Mit der Fahrrad-Pannenhilfe
und dem Diebstahlschutz, der auch
für Gepäck und Zubehör gilt.

Die Versicherung hilft nicht nur bei
Diebstahl, sondern auch bei Vandalismus,
oder wenn Teile gestohlen werden.



Fahrräder sind so unterschiedlich wie ihre Besitzer und der Einsatzzweck.
Nutzen Sie unsere individuelle Beratung zu Fahrradversicherungen – am
besten VOR dem Kauf – und radeln Sie mit gutem Gefühl zur Arbeit, zum
Hoffest oder nach Frankreich.

Wir beraten Sie gerne.
0228 9 85 85 85
www.vcd-service.de

ökologisch
VCD Service GmbH
innovativ